



DIE WELTWOCHEN

Coca-Cola
schmeckt
vielen in
der Schweiz.
Unabhängig
des Alters,
des Geschlechts,
der Hautfarbe,
der Religion
oder der
sexuellen
Orientierung.
Die grosse
Vielfalt in
der kleinen
Schweiz
bedingt Verständnis
und Solidarität
von uns allen.
**Auch wir wollen
unseren Beitrag
dazu leisten,
indem wir
Menschen
verbinden.**
Deshalb setzen
wir uns ein für
eine bunte und
diskriminierungsfreie
Gesellschaft. **Für
eine Schweiz des
#mitenand!**

Seit 1936
produzieren
wir praktisch
alle unsere
hier verkauften
Produkte
in der
Schweiz.
Hier schaffen
wir Arbeits-
plätze. Hier
investieren
wir in die
Zukunft.
Wir freuen
uns und
sind stolz,
ein Teil
dieser
Gesellschaft
sein zu dürfen.
Unser Herz
ist rot
und weiss.
Wie die
Schweiz.



Coca-Cola

DIE WELTWOCH



Die Unbeirrbar

Queen Elizabeth II. – eine Führungslehre.

Von Andrew Gimson

Kraft des Guten

Konzerne stehen am Pranger, dabei verbessern sie die Welt.

Von Tyler Cowen und Florian Schwab

Hedy Lamarr: Das nackte Genie

Film-Diva als wegweisende Erfinderin. *Von Oliver vom Hove*

Lustig, böse, weiblich
Frauen erobern die
Männerdomäne
Humor

The Aviation Pioneers Squad

Scott Kelly
Rocio Gonzalez Torres
Luke Bannister



AVENGER


BREITLING
1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



SUPER AVENGER NIGHT MISSION



Seltsames Popgirl: Sängerin Eilish.

Es ist das Jahr der Billie Eilish. Nicht nur, dass die Achtzehnjährige zusammen mit ihrem Bruder und Produzenten bei der Grammy-Verleihung sieben Trophäen einsackte – die so Gekrönten zogen gleich noch den attraktivsten Auftrag, den die Branche zu vergeben hat, an Land: Sie wurden erkoren, den neuen Bond-Song «No Time to Die» einzuspielen. Eigenartige Wahl: Immer wieder setzt sich Eilish in ihren Videos als pubertierende Schmerzensfrau in Szene und inszeniert einen eingängigen Cocktail aus allen adoleszenten Qualen: Liebeskummer, Einsamkeit und Todessehnsucht. Thomas Würdehoff untersucht das seltsame Popgirl auf Bond-Tauglichkeit und Zeitgeist. **Seite 16**

Gabriele Siegert, Kommunikationsprofessorin mit deutschem und Schweizer Pass, wird ab Anfang Februar ein Amt bekleiden, das vor ihr erst ein Mal eine Frau innehatte: die Leitung der Universität Zürich. Unser Reporter Roman Zeller hat sich kurz vor ihrem Stellenantritt mit der 56-Jährigen unterhalten. Was sagt sie zur Forschungs- und Meinungsfreiheit an der grössten Schweizer Hochschule? Und wie soll es weitergehen mit dem europäischen Forschungsabkommen? **Seite 30**

Indien ist gelegentlich ein hartes Pflaster. Da sind Armut, Gewalt, Aberglauben, Massenvergewaltigungen, Wut, Hass, Naturkatastrophen, ein vertracktes Kastensystem. Indien

ist, manchmal zumindest, jedoch auch ein Subkontinent, auf dessen Erde wundervolle Geschichten gedeihen. Jene des Mannes mit einem Namen so lang wie der Ganges, Arunachalam Muruganatham, ist so eine. Muruga (58), wie er genannt wird, war ein einfacher Mann aus einer unteren Kaste, Hilfsarbeiter, Schulabbrecher, aber auch Tüftler. Er erfand eine Maschine, die viermal günstiger als die Branchenmultis Damenbinden herstellt. Und löste so Hygieneprobleme, erleichterte das Leben indischer Frauen und zettelte eine kleine gesellschaftliche Revolution an. Inzwischen zählt er zu den hundert einflussreichsten Persönlichkeiten dieser Welt. **Seite 52**



Unbequemer Analytiker: Ökonom Sinn.

Er ist vermutlich der meistzitierte Ökonom im deutschsprachigen Raum – und zwar sowohl in der Fach- als auch in der Populärliteratur und Presse. Trotz aller akademischen Ehren kann man die Politik in Berlin mit dem Namen Hans-Werner Sinn meistens jagen. Bundeskanzlerin Angela Merkel blendet die Stimme des Wirtschaftsprofessors aus München konsequent aus. Auch ihr Vorgänger Gerhard Schröder war erklärtermassen kein Freund von Sinn. Gegen den unbequemen Analytiker spricht aus Sicht der Regierenden, dass er kein Blatt vor den Mund nimmt. Exklusiv hat die *Weltwoche* mit Hans-Werner Sinn den «European Green Deal» der neuen EU-Kommission besprochen. **Seite 44**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (Wirtschaft)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebner, Katharina Fontana, Urs Gehrig (Leitung Ausland), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (Los Angeles), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (New York), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (Art-Director), Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (Assistentin)
Korrektur: Cornelia Bernegger (Leitung), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (Leitung), Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst:
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann
Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Hölle der Vernichtung

Vor 75 Jahren wurde das Ermordungslager Auschwitz befreit. Wie war es möglich, dass das Böse über die Welt kam? Und was lernen wir daraus?

Von Roger Köppel

Vor drei Jahren hat der britische Historiker Laurence Rees ein einbändiges Meisterwerk über den Holocaust geschrieben. Sein Buch beginnt mit der Geschichte der Jüdin Freda Wineman. Die damals zwanzigjährige Frau wurde 1944 zusammen mit ihrem Baby, ihrer Mutter und ihren drei Brüdern David, Armand und Marcel in Saint-Etienne von französischen Nazi-Kollaborateuren verhaftet. Man brachte die Familie ins berüchtigte Transitlager von Drancy bei Paris. Von dort ging es mit dem Zug nach Auschwitz-Birkenau. «Ihr einziges Verbrechen», schreibt Rees, «war, dass sie Juden waren.»

Als sie in Auschwitz ankamen, fiel Freda Wineman als Erstes der bestialische, wie sie erzählte «höllische» Gestank auf. In Uniformen gekleidete Häftlinge, Sonderkommandos, sagten ihr, sie solle ihr Baby ihrer Mutter geben. Es sei besser sei, wenn junge Frauen ohne ihre Kinder vor die Nazi-Mediziner träten. Darauf hiess man die Neuankömmlinge, an der «Rampe» zwei Reihen zu bilden. Freda Wineman stellte sich bei den Frauen an. Als ihre Mutter mit dem Baby die Spitze der Reihe erreichte, sagte ihr ein SS-Arzt, möglicherweise Josef Mengele, sie solle nach rechts gehen, während die Tochter, Freda, nach links abkommandiert wurde.

Fürsorge bringt den Tod

Fredas ältester Bruder David sah, dass die Mutter mit dem Baby nach rechts ging. Er schickte ihr seinen kleinen Bruder Marcel, dreizehnjährig, hinterher im Glauben, er sei bei der Mutter besser aufgehoben als bei den Männern. Was damals weder Freda noch ihr älterer Bruder wussten: Sie hatten eben an einem mörderischen Selektionsprozess teilgenommen. Die Nazis hatten keine Verwendung für Kinder, Alte und Schwache. Sie entschieden blitzschnell und vergast sie gleich nach der Ankunft. Das war die Mehrheit. Allen anderen drohte ein späterer Tod. Erst nach dem Krieg und ihrer Befreiung 1945 erfuhr Freda Wineman, dass ihre Mutter, ihr Baby und ihr jüngerer Bruder an jenem ersten Tag in Auschwitz ermordet worden waren.

Wie war das alles möglich? Wie konnten es die Deutschen zulassen, dass ihre Regierung



Als er den Krieg verlor, machte er die Juden dafür verantwortlich: Untergangsprophet und Diktator Hitler, um 1944.

die Welt mit solchen Scheusslichkeiten überzog? Warum kam es zu einer Situation, in der die normalsten zwischenmenschlichen Regungen wie Fürsorge und Zuneigung den Tod bringen konnten? Die junge Frau, die ihr Baby abgibt, weil sie glaubt, dadurch ihr eigenes und das Leben ihres Kindes zu schützen, schickt es damit ins Verderben. Der junge Mann, der seinen jüngsten Bruder der Obhut der Mutter überlässt, verursacht gerade dadurch dessen Tod. Auschwitz war ein Ort des Bösen, an dem die Werte in ihr Gegenteil verkehrt wurden, eine menschengemachte Hölle der Vernichtung, ins Werk gesetzt von der rechtmässigen Regierung eines Landes, das damals zu den führenden der Welt gehörte.

Wie konnte es so weit kommen? Warum ausgerechnet die Deutschen? Hätte man zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Umfrage gemacht, welches das antisemitischste Land Europas sei, dann hätten viele der Befragten angesichts der Affäre um den jüdischen Hauptmann Dreyfus wohl Frankreich genannt. Der grösste Rassentheoretiker und Nazi-Stichwortgeber war ein Brite. In Spanien und Russland hatte es in früheren Jahrhunderten fürchterliche Pogrome gegen Juden gegeben, Vertreibungen und Morde. Der politisch einflussreiche US-Autofabrikant Henry Ford war bekennender Antisemit. Deutschland vor Hitler jedenfalls war kaum judenfeindlicher als andere Staaten. Im Gegenteil. In Deutschland schien zu gelingen, was der Historiker Joachim Fest die «deutsch-jüdische Symbiose» nannte, das fruchtbare Zusammenwirken im Zeichen kultureller, wissenschaftlicher und industrieller Höchstleistungen.

Ohne Diktatur kein Holocaust

Nicht die Gesinnung der Leute machte den entscheidenden Unterschied. Neu und bis dahin einzigartig war, dass in einem zivilisierten, modernen Staat wie Deutschland ein Regime ans Ruder kam, das den Antisemitismus bald nach der Machtergreifung gleichsam zur Staatsreligion erklärte. Judenhass als Meinung ist ein Übel, dem man in der Demokratie mit Diskussion und Widerlegung beikommt, notfalls mit der

Polizei. Richtig gefährlich wird es erst, wenn es der antisemitischen Minderheit gelingt, ihren Antisemitismus mit den Gewaltmitteln des Staates allen anderen aufzuzwingen. Hitler schaffte es, an die Macht zu kommen, und als er an der Macht war, beseitigte er alle, die sich seinem Machtanspruch und seinen Zielen in den Weg stellten. Der Versuch einer planvollen, systematischen Vernichtung des jüdischen Volkes war Ausfluss von Hitlers Ideologie, aber erst die Diktatur, die Beseitigung von Demokratie und Rechtsstaat, der die Macht fesselt, machte den Weg frei für die Umsetzung seiner zerstörerischen Fantasien.

Daraus folgt: Die Installierung der Diktatur in Deutschland war die alles entscheidende, notwendige Bedingung des Holocaust. In ei-

ner Demokratie wäre so ein Wahnsinn nie möglich geworden. Allerdings wird Hitler ver- harmlost, wenn man ihn einen Wahnsinnigen nennt. Wahnsinnig war er, aber eben nicht nur. Ein bloss Wahnsinniger kann ein hochzivilisiertes 62-Millionen-Volk nicht unter seine Kontrolle bringen. Der Fall Hitler zeigt allerdings die ewige Verführbarkeit der Menschen – nicht nur der Deutschen – durch fanatisierte Propheten, die vorgeben, den Weltuntergang abzuwenden. Ihre endzeitlichen Visionen und Erlösungsversprechen vermögen wenigstens für eine gewisse Dauer die Fantasie der Leute zu fesseln und hochzupeitschen. Es braucht nur die richtigen Umstände und den von seiner Mission beseelten Prediger. Die Geschichte kennt viele Hitlers. Tragischerweise hat sich der letzte eine der tüchtigsten Nationen der Welt gefügig gemacht. Und wer sich nicht fügte, starb, wurde eingekerkert oder gezwungen. Nur die abwehrbereite Demokratie mit ihren Institutionen der Machtertrümmerung verhindert die staatliche Allmacht, ohne die es einen Holocaust nicht geben kann.

Gesinnung über Urteilskraft

Auschwitz war das Produkt eines ideologischen Zeitalters. Auschwitz steht für den «Triumph der Gesinnung über die Urteilskraft», wie der Philosoph Hermann Lübbe formulierte. Die Vorstellung, die Nazis seien besonders amoralische oder verbrecherische Menschen gewesen, schafft uns Heutigen, die mit Schauern in den Abgrund blicken, das wohlige Gefühl erhabener Distanz. Im Spiegel der Scheusale, Monster und Teufel erleben wir uns selber als das ganz andere, als moralisch überlegen, sozusagen imprägniert und immun gegen das Böse, das sich damals von Deutschland aus über die Welt verbreitete. Vielleicht sollten wir diese selbstschmeichlerische Illusion aufgeben. Die Nazis waren keine Ausserirdischen, die wie eine biblische Plage übers Land fegten. Die Vollstrecker des Holocaust kamen aus allen Etagen der Gesellschaft. An der Wannseekonferenz in Berlin, wo 1942 die «Endlösung» der Judenfrage bei Cognac entschieden wurde, sass kultivierte Doktoren und Akademiker mit hohem IQ am Tisch. Sie würden heute indigniert die Nase rümpfen über das schlechte Benehmen und den miserablen Musikgeschmack der Jugendlichen. Die beunruhigendste und wichtigste Lehre aus Auschwitz ist, dass niemand sicher sein kann, dass nicht auch er oder sie in Wannsee mit am Tisch gesessen wäre. Macht korrumpiert, und mächtige Diktaturen korrumpieren absolut. Niemand ist immun. Jeder Mensch ist verführbar.

In seinem Buch zeichnet Laurence Rees die Geschichte dieser Korruption, die auch eine Verführung war, erschütternd nach. Der Holocaust war ein stufenartiger Prozess mit zahlreichen Drehungen und Wendungen, eine Art schleichende, zuletzt dann sprungartige

Eskalation des Bösen, die von den Beteiligten gar nicht unbedingt als böse empfunden wurde. Hier liegt das zweite grosse Missverständnis: Die führenden Nazis und vermutlich viele ihrer Untergebenen waren kaum der Meinung, ein Verbrechen zu begehen. Sie waren überzeugt, sie glaubten, redeten sich ein, sie wären Teil eines grossartigen, wenn auch weithin noch unverstandenen Projekts der Menschheitsreinigung, der planetarischen Rettung. Hitler hatte den Plan in seinem Weltbestseller «Mein Kampf» bildhaft vorgezeichnet, als er sinngemäss schrieb, die Erde werde nur noch als leblose, unbewohnbare, auch ökologisch ruinierte Kugel durchs All rotieren, wenn es nicht gelänge, die Urheber allen Übels, die Juden, auszurotten. Mit dieser

Trotzdem: Die Guten haben gewonnen. Hitler wurde besiegt. Die Welt ist ein besserer Ort.

Motivation vor Augen, mit dem Ziel, die angeblich drohende Apokalypse durch einen Völkermord abzuwenden, machten sich Hitlers Schergen ans Werk, ermächtigten sie sich, Moralisten des Untergangs, das grösste und obszönste Verbrechen der Geschichte in Gang zu setzen.

Das grösste Verbrechen war der Holocaust auch deshalb, weil die Nazis nicht bei der Vernichtung der Juden stehengeblieben wären. Der Judenhass bildete den Glutkern, die fanatische Antriebsenergie ihrer umfassenden vulgärdarwinistischen Philosophie der nationalen Selbstzucht. Der Holocaust als Begriff ergibt nur Sinn im Horizont dieser weltgeschichtlich wohl einzigartigen Absicht, ein ganzes «Volk», eine Gruppe von Menschen einzig aufgrund einer ihnen zugeschriebenen

«Rasse», die eigentlich eine Religionszugehörigkeit ist, vollkommen und aktiv auszulöschen, und zwar mit den Instrumenten einer modernen, leistungsfähigen Industriegesellschaft, die für sich die höchsten wissenschaftlichen und moralischen Weihen beanspruchte. Mediziner, Professoren, Intellektuelle, Journalisten, Ingenieure, Forscher und hohe Offiziere fanden sich unter den glühendsten Verfechtern von Hitlers Grössenwahn des Mordens.

Licht im Abgrund

Dies allein legitimiert die Rede von der Singularität des Verbrechens, doch der Todeskult des «Führers» ging noch viel weiter. Seine «Euthanasieprogramme» richteten sich gegen Behinderte, Homosexuelle, Sinti und Roma, gegen alles Leben, das die Nazis für «nicht lebenswert» erklärten. Im Rahmen seiner «Lebensraum»-Politik im Osten hätten weitere Dutzende Millionen von «Slawen» sterben oder versklavt werden müssen. Wer wäre als Nächstes dran gewesen?

Natürlich gibt es auch im Abgrund, den Auschwitz vor uns aufreißt, Licht. Hitler wurde besiegt. Seine Armeen gingen unter. Nicht der rassistische Kasernenstaat unter einem Diktator, sondern die von den Nazis verachtete pluralistische Demokratie erwies sich als stärker. Die Französin Freda Wineman überlebte und traf 1945 wieder mit ihren beiden geretteten Brüdern David und Armand zusammen. Alle Insassen der Konzentrations- und Vernichtungslager, die dem Tod bis dahin entgangen waren, wurden von den heranrückenden Alliierten befreit.

Unser Taktgefühl verbietet, die gewaltigen Opfer mit dem Ausgang des Weltkriegs zu rechtfertigen. Jedes Opfer ist ein Opfer zu viel. Trotzdem: Die Guten haben gewonnen. Nicht das Böse setzte sich durch. Und eigentlich ist es ein Wunder, dass es nach der Katastrophe von Weltkrieg und Völkermord so schnell wieder aufwärtsging mit Frieden und Wohlstand für viele. Die Welt ist eben doch nicht verdammt. Wir leben. Ein jüdischer Staat entstand. Deutschland und Israel sind heute treue Partner. Die Erde ist ein besserer Ort geworden. Und doch erinnert uns Auschwitz daran, dass es in den Seelen der Menschen, aller Menschen finstere Stellen gibt.

Wenn das Böse in einem Land wie Deutschland durchbrechen konnte, kann es überall durchbrechen. Beim Anblick der schaurigen Denkmäler sollten wir nicht ein Gefühl moralischer Überlegenheit entwickeln, sondern Demut und Selbstmisstrauen.

Laurence Rees: The Holocaust. A New History. Penguin Viking 2017, 509 S.

Eines unserer
Ziele: Dass
Patienten schnell
wieder gehen.

Fusschirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Unerschrocken: Gabriele Siegert. Seite 30



Blick ins Universum: Fritz Zwicky. Seite 38



«Ich sehe zwar gefährlich aus, bin jedoch ein lieber Mensch und sicher kein Gangster.»

Peter Organ: Seite 36

Titelgeschichte

- 20 **Elisabeth II.** Wie die Queen ihr Reich zusammenhält

Kommentare & Analysen

- 6 Editorial
- 11 **Kommentare**
 - Künstliche Tiefpreisinsel
- 12 **Schweiz** Die bessere SVP
- 12 **Italien** Wunschdenken
- 12 **Nahost** Staat auf Raten
- 13 **Eilmeldung** Beda M. Stadler: Grippe ist schlimmer
- 15 **Porträt der Woche**
- 16 **Kopf der Woche** Billie Eilish
- 22 **Mörgeli**
 - Mehr Schweiz, weniger Schwab?
- 22 **Bodenmann**
 - Keynes für Militärs und Superreiche
- 23 **Medien** Wir schreiben Weltgeschichte
- 23 **Die Deutschen**
 - Hier geblieben!

Inland

- 26 **Der gute Zweck heiligt alle** Nieten
 - Endzeitprophetin Sommaruga
- 28 **Bundesrat** Langer Arm der Menschenrechtslobby
- 29 **Bern** Aufregung in der Wohlfühllose
- 32 **Parmelins Blackout**
 - Peinlichkeiten beim Davoser Treffen
- 34 **Roger Blum** Der widersprüchliche Radio- und Fernseh-Ombudsmann

Ausland

- 46 **Nach dem Brexit** Europas Mittelpunkt rückt nach Osten
- 48 **Der flexible Präsident** Henryk Broder über Frank-Walter Steinmeier
- 49 **Alt. Weiss. Männlich.**
 - Vorwahlen der US-Demokraten
- 51 **Inside Washington** Trumps Marsch
- 52 **Murugas weisse Revolution**
 - Wie ein Inder die Frauen beschenkte

Wirtschaft & Wissenschaft

- 30 **Gabriele Siegert** Wohin steuert die neue Chefin der Universität Zürich?
- 35 **Früh-Englisch** Ein Historiker will den Begriff «Anglo-Saxon» verbannen
- 38 **Fritz Zwicky** Genialer Glarner
- 40 **Kraft des Guten** Multinationale Konzerne sind besser als ihr Ruf
- 44 **Hans-Werner Sinn**
 - «Ich habe Draghi gratuliert»
- 50 **Barbara-Lüthisierung der Medien**
 - Chinesische Medien im Visier
- 54 **Boris und der Geist von Eton**
 - Die Kaderschmiede britischer Brillanz

Kultur & Gesellschaft

- 31 **Sport** Keiner wie Yule
- 36 **Peter Organ**
 - Zahnarzt mit Hollywood-Erfahrung
- 58 **Nacktes Genie**
 - Erfinderin Hedy Lamarr
- 60 **Grosse kleine Udopie**
 - Lindenbergs Romantik

- 62 **Lustig, böse, weiblich** Frauen erobern die Männerdomäne Humor
- 63 **Prominente** Schlechter kochen mit Paris Hilton

Rubriken

- 11 **Im Auge** Erling Haaland
- 18 **Personenkontrolle**
- 19 **Nachruf** Kobe Bryant
- 24 **Darf man das?**
- 24 **Leserbriefe**
- 25 **Fragen Sie Dr. M.**
- 55 **Die Bibel** Er ist es
- 56 **Ikone der Woche**
 - Jean Paul Gaultier
- 61 **Jazz** Charles Lloyd Quartet
- 64 **Kino** «Little Women»
- 65 **Körzis Hollywood**
 - Willkommen bei den Oscars
- 66 **Thiel** Kindergarten
- 66 **Namen**
 - Demnächst auf dem Roten Platz
- 66 **Fast verliebt** Sexgeräusche
- 67 **Unten durch** Zuckerwerk
- 68 **Wein** Der neugeborene Süden
- 68 **Salz & Pfeffer** Vom Grill
- 69 **Auto** Kia Xceed 1.6 T-GDi Style
- 70 **Tamaras Welt** Macht im Internet

Flussfahrten auf der Donau mit Suitenschiff MS Thurgau Ultra

TOP
Qualität
&
Preis



Deluxe Suite (ca. 22 m²) mit franz. Balkon



Panorama-Restaurant



Wellness



1 Glanzlichter der Donau Passau–Wien–Budapest–Passau

8 Tage ab Fr. 990.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise. Busfahrt, Einschiffung und «Leinen los!».
- 2. Tag Melk–Wien** Ausflug⁽¹⁾ zum barocken, heute zum UNESCO-Weltkulturerbe zählenden Benediktinerkloster Stift Melk. Weiterfahrt nach Wien. Nach dem Abendessen Zeit für individuelle Besichtigungen.
- 3. Tag Wien** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch die Kaiserstadt. Ausflug⁽²⁾ zum Schloss Schönbrunn.
- 4. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ und Spaziergang⁽²⁾ durch die sehenswerte Hauptstadt Ungarns. Fahrten mit U-Bahn/Panoramastassenbahn. Besuch der Markthalle und St. Stephan Basilika. Lichterrundfahrt⁽²⁾.
- 5. Tag Budapest–Esztergom** Ausflug⁽¹⁾ in die Puszta mit Vorführung traditioneller Reitkunst.
- 6. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ und Fahrt zur Burg. Rundgang durch die Altstadt mit bekanntem St. Martinsdom. Bierprobe⁽²⁾ in der Altstadt.
- 7. Tag Dürnstein** Rundgang⁽¹⁾ mit Weinprobe. Gemütliche Schifffahrt durch die einmalige Wachau.
- 8. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung, Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2020 Es het solangs het Rabatt

12.06.	500	17.07.	600	21.08.	500	09.10.	700
19.06.	500	07.08.	600	11.09.	500	16.10.	1000
10.07.	600	14.08.	500	18.09.	500		



Reitershow in der ungarischen Puszta

2 8-Länderfahrt zum Donaudelta Passau–Donaudelta–Passau

15 Tage ab Fr. 1890.–

(Nach Rabattabzug, günstigste Kategorie in Nebensaison inkl. VP)

- 1. Tag Zürich/St. Margrethen–Passau** Individuelle Anreise. Busfahrt, Einschiffung und «Leinen los!».
- 2. Tag Wien** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ Kaiserstadt.
- 3. Tag Puszta** Ausflug⁽¹⁾ mit Reitvorführung.
- 4. Tag Belgrad** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ mit Festung.
- 5. Tag Flusstag** Schifffahrt «Eisernes Tor».
- 6. Tag Bukarest** Ausflug⁽¹⁾ «Paris des Ostens».
- 7. Tag Donaudelta** Rundfahrt⁽¹⁾ mit Ausflugsbooten oder Delta intensiv⁽³⁾ mit Schnellbooten.
- 8. Tag Rouse** Besuch des Höhlenklosters Basarbovski⁽¹⁾ ausserhalb der Stadt und interessante Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ durch Rouse.
- 9. Tag Flusstag** Passage des «Eisernen Tores».
- 10. Tag Belgrad–Novi Sad** Ausflug⁽¹⁾ Novi Sad mit Kloster Krusedol und Wehranlage Petrovaradin.
- 11. Tag Mohács** Ausflug⁽¹⁾ ins mediterrane Pécs.
- 12. Tag Budapest** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾, freie Zeit.
- 13. Tag Bratislava** Rundfahrt/-gang⁽¹⁾ mit Fahrt zur imposanten Burg und Aussicht auf die Donau.
- 14. Tag Weissenkirchen** Ausflug⁽¹⁾ zum Stift Melk.
- 15. Tag Passau–St. Margrethen/Zürich** Ausschiffung, Busrückfahrt und individuelle Heimreise.

Abreisedaten 2020 Es het solangs het Rabatt

29.05.	1000	24.07.	1100	25.09.	1200
26.06.	1000	28.08.	1000	23.10.	2200



Pelikane im Donaudelta

MS Thurgau Ultra*****

Das Luxus-Suitenschiff bietet Platz für 120 Gäste in 53 Suiten und 7 Kabinen. Suiten mit DU/WC, Föhn, TV, Radio, Telefon und Klimaanlage. Suiten auf MD und OD mit franz. Balkon, Minibar und Safe. Mini Suiten (ca. 14 m²) und 2-Bettkabinen (ca. 12 m²) auf HD mit aus Sicherheitsgründen nicht zu öffnenden Fenstern. Junior Suiten ca. 15.5 m², Deluxe Suiten (ca. 22 m²) mit Sitzgruppe. Queen Suiten (ca. 30 m²) mit getrenntem Wohn-/Schlafbereich und Balkon. Bordausrüstung: Panorama-Restaurant, Panorama-Salon/Theatron, Café, Shop, Wellness/Fitness mit Coiffeur, Massage und Sauna, Sonnendeck mit Sonnenschirmen und Putting Green. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen MD und OD. **Nicht-raucherschiff** (ausser Smoker's Lounge und Sonnendeck).

Leistungen: Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord, Bustransfer Zürich/St. Margrethen–Passau v.v. (Reise 2), Thurgau Travel Bordreiseleitung, Audio-Set bei allen Ausflügen

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

	1	2
2-Bettkabine Hauptdeck	1990	3890
Mini Suite Hauptdeck ⁽⁵⁾	2090	4090
Junior Suite Mitteldeck, franz. Balkon	2490	4890
Junior Suite Oberdeck, franz. Balkon	2690	5290
Deluxe Suite MD, franz. Balkon ⁽⁵⁾	2890	5690
Deluxe Suite OD, franz. Balkon ⁽⁵⁾	3090	6090
Queen Suite (ca. 30 m²) Oberdeck ⁽⁵⁾	3590	7090
Zuschlag Alleinbenutzung		auf Anfrage
Ausflugspakete (6/11 Ausflüge)	205	395
Zuschlag Ausflug Donaudelta intensiv	–	45
Jahresversicherung Einzel/Familie	–	139/229
Annulations-/Assistance-Versicherung	79	–

⁽⁵⁾ Nicht zur Alleinbenutzung möglich



Salon/Theatron

⁽¹⁾ Im Ausflugspaket enthalten, vorab buchbar | ⁽²⁾ Fak. Ausflug nur an Bord buchbar | ⁽³⁾ Gegen Aufpreis zum Ausflugspaket vorab buchbar | Programmänderungen vorbehalten

Weitere Informationen oder buchen
www.thurgautravel.ch

Buchen oder Prospekt verlangen
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Amriswilerstrasse 12, 8570 Weinfelden
Tel. 071 552 40 00, info@thurgautravel.ch



VIP-Angebot: «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa» Hochgenuss im Winterparadies

«Charming since 1882» – so lautet das Motto des Fünf-Sterne-Hauses, das sich im ruhigen Dorfteil Innerarosa, an leicht erhöhter Lage, befindet. Hier sind Sie richtig, wenn Sie die Arosener Bergwelt und alpine Wellness erleben möchten. Doch damit nicht genug: Die sechs exzellenten Restaurants des Hotels verwöhnen Sie mit Köstlichkeiten aus aller Welt.

Inmitten der majestätischen Bündner Berglandschaft, auf 1850 Meter Höhe, liegt das «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa» mit 113 modernen Zimmern und sechs Suiten. Es ist der ideale Ausgangspunkt für Wintersport auf perfekt präparierten Pisten im beliebten Skigebiet Arosa-Lenzerheide sowie für Wanderungen und Ausflüge unter strahlend blauem Himmel. Gönnen Sie sich ein romantisches Wochenende zu zweit oder ein paar erholsame Tage mit der Familie.

Wellness mit Aussicht

Im gehobenen und stilvollen Ambiente werden die Gäste vom zuvorkommenden Personal nach allen Regeln der Gastfreundschaft verwöhnt. Für Sinnlichkeit und Entspannung sorgt der grosszügige «Alpin Spa» auf einer Fläche von 1200 Quadratmetern – atemberaubende Aus-

sicht inklusive. Er ist mit seiner architektonischen Ausprägung eine Liebeserklärung an die Natur und überzeugt mit einem umfassenden Wohlfühlangebot. Im türkisblauen Pool leuchtet das Wasser wie in einem Bergsee.

Kulinarische Weltreise

Kulinarische Abwechslung auf höchstem Niveau bieten sechs zum Hotel gehörende Top-Restaurants. Während im Restaurant «Muntanella» hochalpine Küche geboten wird, erwartet Sie im urhigen «Piz Kulm» ein traditionelles Käsefondue oder ein würziges Raclette. Mit mediterranen Gerichten und der besten Holzofenpizza Arosas werden Sie in der gemütlichen «Stüva Cuolm» verwöhnt. Und das «Ahaan Thai» – ein thailändischer Palast mitten in den Bergen – verzaubert Sie mit königlichen Delikatessen aus Fernost.

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Angebot «Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa»

Gültigkeit des Angebots:

26. Januar bis 15. Februar 2020

5. März bis 13. April 2020

Leistungen:

- 4 Übernachtungen inklusive Frühstücksbüffet
- Zimmer-Upgrade (nach Verfügbarkeit)
- 4-Gang-Dinner im Restaurant «Muntanella»
- 1 Tages-Skipass
- «Alpin-Spa»-Gutschein (Wert: Fr. 75.–)
- 10 Prozent Rabatt auf Spa-Anwendungen

Spezialpreise pro Person:

Im Einzelzimmer: Fr. 1250.– (statt Fr. 1390.–)

Im Doppelzimmer: Fr. 880.– (statt Fr. 978.–)

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Angebot unter Tel. 081 378 88 88

oder per E-Mail an: reservation@arosakulm.ch.

Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben.

Veranstalter:

Arosa Kulm Hotel & Alpin Spa, Innere Poststrasse 269,
7050 Arosa, www.arosakulm.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Künstliche Tiefpreisinsel

Von Beat Gygi — Die Initiative «für mehr bezahlbare Wohnungen» soll eine bevorzugte Sonderzone schaffen. Investitionen kommen zu kurz. Vom Problem der Zuwanderung spricht niemand.



Wo führt das hin? SP-Nationalrätin Badran.

Am 9. Februar kommt die Initiative «für mehr bezahlbare Wohnungen» zur Abstimmung, und auf den ersten Blick denkt man: Was spricht dagegen? Mehr bezahlbare Wohnungen sind sicher realisierbar, man muss einfach mehr davon bauen. Tatsächlich wird in der Schweiz sogar so viel gebaut, dass etwa in den Kantonen Solothurn, Aargau, Thurgau oder Jura gegen 3 Prozent aller Wohnungen leer stehen. Auch in Ballungszentren wie Zürich wird enorm gebaut, und in der Schweiz waren 2019 insgesamt über 75 000 Wohnungen unbesetzt – nicht im teuren Segment, sondern im sogenannten bezahlbaren, denn Leerstände drücken im Markt automatisch auf den Preis, Mieten sinken. Moment mal, dafür braucht es doch keine politische Initiative.

Stimmt, aber so meinen es die Initianten ja auch nicht, sie wollen nicht den Markt wirken lassen. Der Mieterverband und das linke Lager wollen im Immobilienmarkt mit Bundesgewalt ein spezielles Reservat schaffen und möglichst vergrössern, in welchem unter dem Titel «gemeinnützig» Marktregeln zu einem guten Teil ausser Kraft gesetzt werden. Mieten werden von den Kosten her berechnet, Renditen, die fürs Investieren zentral sind, werden verbannt. Eine künstliche Tiefpreisinsel. Die Initiative verlangt, dass der Anteil neugebauter Wohnungen schweizweit zu mindestens 10 Prozent durch gemeinnützige Träger erstellt werde, das ist etwa das Doppelte von heute. Der Staat soll dafür Mittel aus der allgemeinen Wohnbauförderung um-

leiten und Vorkaufsrechte ausüben dürfen, um gemeinnützigen Institutionen Geld und Land zuzuhalten. Über die Angaben zu den Staatskosten streitet das Departement Parmelin mit der Mieterseite etwa mit Jacqueline Badran.

Wo führt das hin? Im Niedrigpreisreservat zu wohnen, ist begehrenswert, eine Super-Wohnlage zum Discountpreis wollen viele, so werden sich beim Eingang Warteschlangen bilden – und irgendwie muss man entscheiden, wer Zutritt erhält. Man kann den Zugang politisch rationieren nach Kriterien wie Einkommen, Alter, Öko-Intensität, Bedürftigkeit, Herkunft, Zustand der Familie. Wie man es auch angeht, es wird neben den Glücklichen, die hineingelangen, viele Verärgerte geben und damit eine Zweiklassengesellschaft: die drinnen und die draussen.

Gezielte Zuschüsse

In einer solchen Stimmung könnte die Ausdehnung der gemeinnützigen Zone viele Unzufriedene in der Ansicht bestärken, Grundeigentum und rentables Bewirtschaften von Immobilien gehörten überhaupt stärker reguliert und die Versorgung mit Wohnraum sei eine Staatsaufgabe. Sogar in der harten Form: Sollten sich zu wenige private gemeinnützige Bauträger finden lassen, muss der Staat das Bauen selber übernehmen. Wenn man schon unbedingt billiges Wohnen fördern will, dann besser mit gezielten direkten Zuschüssen an besonders bedürftige Personen, das erspart die ganze Bürokratie und vor allem auch die Sabotage des schweizerischen Föderalismus.

Das Hauptproblem kommt in der ganzen Debatte über «bezahlbare Wohnungen» allerdings kaum zur Sprache. Die Zuwanderung von Ausländern in die Schweiz bewirkt eine Verknappung des Bodens und des Wohnraums, die unausweichlich zu Preissteigerungen führt. Selbst wenn viel gebaut wird – die Ausweitung der ständigen Wohnbevölkerung um 1,5 Millionen auf 8,5 Millionen Personen innerhalb von zwanzig Jahren, grossenteils getrieben durch den freien Personenverkehr, kann von den Ansprüchen an Landreserven, Raumplanung, Infrastruktur und Investitionskraft her nicht verdaut werden, ohne dass die Mieten und Häuserpreise unter dem Druck der zusätzlichen Nachfrage steigen. Es ist klar, dass Mieter wenig Freude an den gestiegenen Wohnkosten haben, aber es ist keine Lösung, das Zuwanderungsthema durch den Ruf nach Gemeinnützigkeit im Wohnungsbau zu übertünchen.

Thors Hammer



Erling Haaland, Fussballwunder.

Thor, der Blitz und Donner schleudernde Sagengott der Wikinger, überfällt in Gestalt dieses bleichen Riesenbubis die Bundesliga und hämmert den Ball bei seinen ersten zwei Teilzeitauftritten für Borussia Dortmund innert 56 Minuten fünfmal ins gegnerische Netz. Erling Haaland ist neunzehn Jahre jung und misst 1,94 Meter – um siebzehn Zentimeter ist das «Fabelwesen» (*Die Zeit*) innert zweier Jahre hochgeschossen. Und natürlich stellt sich die Frage: Weshalb wachsen im kargen Klima des Fünf-Millionen-Landes Norwegen Wunderkinder wie im Treibhaus? Das Schachgenie Magnus Carlsen, Grossmeister mit dreizehn. Der Läufer Jakob Ingebrigtsen, Europameister über 1500 und 5000 Meter mit noch nicht achtzehn. Unzählige Wintersporttalente. Die Liebe zur Natur, grosszügige Förderpolitik, Vorbildväter machen diese Sportnation aus.

Erling Braut Haaland kam zwar in Leeds zur Welt, wo sein Vater Alf-Inge als Profi spielte. Erling war drei, als die Haalands in die Kleinstadt Bryne zurückkehrten. Früh lockten ihn Scouts aus den grossen Ligen, aber der fussballweise Papa schickte ihn ins beschauliche Salzburg zum Aufbautraining. Als der Jung-Thor es für das U20-Team Norwegens beim 12:0-Sieg gegen Honduras neunmal krachen liess, entfesselte er die Treibjagd. Die Familie übertrug die Prokura dem durchtriebensten Agenten der Branche, dem Italiener Mino Raiola, der ihn überraschend nach Dortmund vermittelte, für bescheidene zwanzig Millionen Euro, aber mit einer Ausstiegsklausel im Vertrag. Dem grossen Blondinen mit den explosiven Füessen werden neue, teure Schuhe angepasst: Bjørn Gulden, sein Landsmann und privater Ratgeber, ist CEO von Puma, und Puma ist Sponsor von Borussia. Norwegische Verbundenheit: Jeder duzt jeden, das wärmt das Land. Der Hype war doch schon einmal: In Drammen bei Oslo hatten 2015 die Späher von Real Madrid einen fünfzehnjährigen neuen Messi namens Martin Odegaard entdeckt. Er wurde als Leihspieler auf Wanderschaft herumgeschickt, bis er fast vergessen war, ausser in Norwegen. *Peter Hartmann*

Die bessere SVP

Von Erik Ebnetter — Bei den Grünen bestimmen die Chefs. Balthasar Glättli greift nach dem Top-Job.

Als Grünen-Präsidentin Regula Rytz im Herbst beschloss, Bundesrätin werden zu wollen, hatte sich die Partei zu fügen. Die Grünen hatten noch nicht entschieden, ob sie einen Sitz in der Regierung anvisieren sollen, da gab Rytz an einer eigens einberufenen Medienkonferenz bekannt: «Ich bin bereit.» Die Fraktion krönte die ehrgeizige Parteipräsidentin tags darauf zu ihrer einzigen Bundesratskandidatin. Das Ergebnis ist bekannt: Rytz scheiterte im Parlament hochkant.

Mitverantwortlich für die misslungene Kampagne war Fraktionspräsident Balthasar Glättli. Das hindert ihn nun nicht daran, nach höheren Weihen zu streben. Weil Rytz ihren Parteiposten nach acht Jahren wegen Amtszeitbeschränkung abgeben muss, will Glättli künftig die Grünen anführen. Am Wochenende lancierte er seine Kandidatur. Dass er Rytz nachfolgen wird, scheint ausgemacht. Der *Blick* zitierte schon vor Glättlis jüngster Offensive einen anonymen Grünen-Parlamentarier: «Nachdem er das Feld eigentlich schon besetzt hat, scheint sich niemand mehr zu getrauen, sein Interesse ebenfalls anzumelden.»

Auf dem Weg zum Realo?

Die basisdemokratischen Grünen, die viel auf ihren Bewegungskarakter geben, wirken gegenwärtig wie eine bessere SVP. Diese verstand sich in ihren Aufstiegsjahren ebenso als Bewegung und eilte wie die Grünen heute von Wahlerfolg zu Wahlerfolg, wobei sie im Bundesrat auch für längere Zeit untervertreten blieb. Was die SVP damals auszeichnete, war die straffe Führung. Inzwischen sucht sie fast schon verzweifelt nach einem neuen Präsidenten, während die Grünen dies in bester SVP-Tradition im engsten Führungszirkel erledigen. So wie's ausschaut, dürfen die Delegierten deren Entscheidung dann einfach noch abnicken.

Glättli sagt, die heutige Zeit erinnere ihn an die frühen Neunziger, als er den Grünen beitrat. Die *Sonntagszeitung* schreibt dazu: «Er denkt an den Klimawandel, an gesellschaftliche Fragen oder das Aufkommen der Rechtspopulisten.» Es sind nun ausgerechnet diese Rechtspopulisten – gemeint ist auch die SVP –, die Glättli zumindest parteipolitisch den Weg weisen. Man orientiert sich an dem, was bei der Konkurrenz funktioniert hat: schmale Spitze, starke Chefs. Und wer weiss: Vielleicht wird aus Glättli, der einst mit seinem Fundi-Kurs die Abspaltung der Grünliberalen provozierte, am Ende noch ein Realo.

Wunschdenken

Von Matthias Rüb — Auf seinem Marsch zurück an die Macht hat Salvini bloss eine Schlacht verloren.



«Souveränismus»: Lega-Politiker Salvini.

Italiens Ministerpräsident Giuseppe Conte war mit seinem Urteil schnell bei der Hand: Matteo Salvini, Chef der rechtsnationalistischen Lega, sei der «grosse Verlierer» der Regionalwahlen in der Emilia-Romagna vom Wochenende. Denn Salvini habe aus der Wahl ein Referendum über sich selbst gemacht. Über den desaströsen Niedergang der linkspopulistischen Fünf-Sterne-Bewegung, deren Kandidat in der norditalienischen Region gerade einmal 3,5 Prozent erreicht hatte, zeigte sich Conte unbesorgt: Die von ihm geführte Linkskoalition von Fünf Sterne und Sozialdemokraten sei stabil, versicherte der Regierungschef. Er werde schon bald seine «Agenda 2023», das Regierungsprogramm bis zum Ende der Legislaturperiode, vorlegen.

Ob Conte wie angekündigt noch drei Jahre im Amt bleiben wird, ist im politisch schnelllebigen Italien höchst zweifelhaft. Ebenso unglaubwürdig ist die weithin gestellte Diagnose, Salvini sei nun in die Schranken gewiesen, der von ihm vertretene «Souveränismus» am Ende.

Die Rechte unter Führung der Lega hat seit 2018 acht von neun Regionalwahlen gewonnen. Und im Mai oder Juni steht in sechs Regionen schon die nächste Runde an. In Umfragen liegt die Lega bei 32 Prozent Zustimmung, zusammen mit den neofaschistischen «Brüdern Italiens» von Giorgia Meloni und der konservativen Forza Italia unter Silvio Berlusconi kommt das Rechtsbündnis auf 51 Prozent. Wenn Mitte Jahr das Bündnis unter Führung der Lega Salvinis weitere Siege einfährt, wenn es weiter ein strukturelles Übergewicht rechter Wähler im Land gibt, wie lange kann sich dann in Rom noch eine Linkskoalition halten? «Aufgeschoben ist nicht aufgehoben», sagte Salvini nach dem Dämpfer von Bologna mit Blick auf den erhofften Machtwechsel in Rom. Seine Analyse könnte zuverlässiger sein als die seines Widersachers Conte.

Matthias Rüb ist Italien-Korrespondent für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Staat auf Raten

Von Pierre Heumann — Die Palästinenser sollten Trumps «Jahrhundertplan» annehmen.

Erstmals bekennt sich ein republikanischer US-Präsident zu einem palästinensischen Staat. Doch Präsident Machmud Abbas will nichts davon wissen – und zürnt. Was man verstehen kann. Denn bei der drei Jahre dauernden Ausarbeitung des «Jahrhundertplans» war er nicht involviert. Washington und Jerusalem haben über seinen Kopf hinweg beschlossen, dass die jüdischen Siedlungen bleiben, wo sie sind.

Bereits vor ein paar Wochen hatte US-Aussenminister Mike Pompeo deklariert, dass die Siedlungen «nach internationalem Recht per se» nicht illegal seien, ohne diese Aussage näher zu erklären. Diese für die Palästinenser bittere Interpretation ist jetzt von US-Präsident Donald Trump bestätigt worden. Damit stellen sich die Amerikaner gegen die internationale Lesart, laut der Israels Besitzanspruch auf diese Territorien keine rechtliche Gültigkeit hat. Wenn es nach Amerika geht, soll kein Siedler gezwungen werden, sein Haus zu verlassen. Kritiker des Plans sprechen von einem neuen «Bantustan», das entstehen soll. Die Palästinenser sollen rund 70 Prozent des Westjordanlands erhalten. Auf einen souveränen Staat müssen sie aber bis auf weiteres verzichten. Dieser soll erst nach Vorleistungen entstehen, zu denen ein Gewaltverzicht gehört.

Bisher scheiterten alle

Dennoch wäre es ein Fehler, wenn Abbas das Gespräch über den Plan verweigern würde. Ein besseres Angebot ist nicht in Sicht. Seit Jahrzehnten haben US-Präsidenten versucht, den Palästina-Konflikt zu lösen. Alle scheiterten.

Wie der palästinensische Staat genau ausgestaltet werden soll, ist nach wie vor offen. Verweigert Abbas jetzt den Dialog mit den Amerikanern und den Israelis, verpasst er die Möglichkeit, den Plan zugunsten der Palästinenser zu verbessern. Statt gegen den Plan mobil zu machen, sollte Abbas die 50-Milliarden-Dollar-Investition annehmen, die ihm im vergangenen Juli in Aussicht gestellt worden ist. Damit könnte er dringend nötige Schritte einleiten, um das Leben der Palästinenser zu verbessern, auch im Gazastreifen. Unter dem neuen Plan könnten für die Palästinenser bis zu einer Million neue Jobs geschaffen werden, versprach Trump. Zahlreiche Staaten seien bereit, dort Milliarden US-Dollar zu investieren. Abbas müsste dazu bloss ja sagen.

Grippe ist schlimmer

Von Beda M. Stadler — Nur keine Panik: Das Coronavirus taugt nicht als Stoff für einen Netflix-Thriller. Wer sich trotzdem davor fürchtet, soll eine Wissenschafts-Doku schauen.



Angriff der Killerviren.

Das Coronavirus geistert immer noch durch alle medialen Kanäle. Ich habe Anrufe von Journalisten bekommen, einige Radiointerviews gemacht und Fragen beantwortet von Freunden, die sich Sorgen machen. Es scheint, als ob die Welt auf einen Netflix-Thriller wartet: «Der Angriff der Killerviren». Ich habe keine Kristallkugel, trotzdem hier ein paar Gründe, warum man sich keine Sorgen machen sollte.

Grund 1: Die chinesischen Gesundheitsbehörden haben am 31. Dezember 2019 die WHO informiert, dass eine neuartige Lungenentzündung vermehrt in der Stadt Wuhan grassiere. Inzwischen wurde das Virus sequenziert, und es gibt bereits einen Labortest, um das neue Coronavirus nachzuweisen. Gemäss Experten sind wahrscheinlich mehr als 100 000 Personen angesteckt worden, davon etwa 2000 Fälle bestätigt, und daran gestorben sind bis Anfang Woche 80 Menschen. Machen wir einen Vergleich mit der Grippe: Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) gibt an, dass in der Schweiz jährlich mehrere hundert Menschen an der Grippe sterben. Der Influenza-Zentrale in der Schweiz wurden seit dem Zeitpunkt da das neue Virus in China wütet fast 12 000 Grippe-Erkrankungen gemeldet. Wuhan ist mit elf Millionen Einwohnern wesentlich grösser als die Schweiz. Aufgrund der vorliegenden Zahlen darf man also ruhig be-

haupten, dass an dieser neuen Lungenkrankheit bis heute wesentlich weniger Menschen gestorben sind als im gleichen Zeitraum an der normalen Grippe. Zudem würden sich bei einem gefährlichen pandemischen Virus die Fallzahlen täglich verdoppeln.

Grund 2: Ohne die Todesfälle bagatellisieren zu wollen, darf man feststellen, dass die meisten dieser armen Opfer zusätzlich an einer an-

Es wird innerhalb relativ kurzer Zeit möglich sein, eine Impfung gegen das Virus zu entwickeln.

deren Krankheit litten oder betagt waren. Für gesunde Menschen scheint die Symptombekämpfung wie bei einer Erkältung ausreichend zu sein, um nicht am Virus zu sterben.

Grund 3: Bislang gibt es keine Hinweise, dass sich das Pflegepersonal angesteckt hätte, und die meisten Patienten auf Reisen haben keine Ansteckungsspur hinterlassen. Die Masern kann man etwa kriegen, wenn man sich kurzzeitig im gleichen Raum wie ein Patient aufhält. Das neue Coronavirus ist also nicht sehr ansteckend. Hände waschen und in den Ellenbogen husten reicht.

Grund 4: Patienten, die an der Coronavirus-Infektion leiden, husten und haben höchstwahrscheinlich Fieber. Eine Thermokamera an den Flughäfen kann solche Menschen identifizieren. Die Schweiz hat übrigens keine Direktflüge nach Wuhan. Die Gefahr ist weit weg. In ganz Amerika gab es bis Redaktionsschluss bloss fünf bestätigte Fälle!

Grund 5: China hat diesmal gut reagiert. Die WHO wurde relativ früh informiert. Die Chinesen haben als Erste das Virus sequenziert und diese Daten sogleich öffentlich gemacht. Die Einwohner von Wuhan stehen unter Quarantäne und müssen unter Androhung von Strafe einen Mundschutz tragen, was eine blödsinnige Anordnung ist, aber für eine der grössten Exportnationen verständlich.

Grund 6: Die Centers for Disease Control (CDC) in Atlanta sind in solchen Fällen die seriöseste und verlässlichste Informationsquelle. Diese Experten bleiben nüchtern.

Grund 7: Coronaviren zirkulieren seit je in der Tierwelt. Es gibt bereits Impfstoffe gegen Coronaviren für Katzen, Hunde und Rinder. Experimentelle Impfstoffe gegen das Sars-Virus beim Menschen existieren auch, so dass es innerhalb relativ kurzer Zeit möglich sein wird, eine Impfung gegen dieses neue Virus zu entwickeln.

Grund 8: Viren sind keine Lebewesen. Sie sind eigentlich bloss genetische Information, verpackt in Eiweiss. Um sich fortzupflanzen, brauchen Viren lebende Zellen, also uns oder irgendein anderes Tier oder eine Pflanze. Ob ein Virus für uns gefährlich werden kann, hängt davon ab, ob es in unsere Zellen eindringen kann, wozu es meistens eine Andockstelle aussen an der Zelle braucht. Viren mutieren ständig, und dabei kann es vorkommen, dass ein Virus aus dem Tierreich auch auf uns passt. Es gibt nichts Normaleres und Natürlicheres. Solche Virenangriffe haben übrigens dazu geführt, dass wir uns in vielen Belangen von unseren nächsten Verwandten im Tierreich unterscheiden.

Wer das nicht glaubt, kann sich ja anstelle eines Killervirus-Films auf Netflix mal eine Wissenschafts-Doku reinziehen, um beim nächsten medialen Viren-Hype nüchtern zu bleiben.

Beda M. Stadler ist emeritierter Professor und ehemaliger Direktor des Instituts für Immunologie an der Universität Bern.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkönig.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 905'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl. NK, Bezug nach Vereinbarung.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'181'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 771'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Letzte Einheit reserviert!
Preis 900'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'111'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 501'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch




7 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8300 **Birchwil**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
Preis 2 059 000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.ch



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

Stand Januar 2020

Ausland

In Jerusalem und der westlichen Welt wird an die Befreiung des Konzentrationslagers **Auschwitz-Birkenau** vor 75 Jahren erinnert. Frank-Walter Steinmeier spricht als erstes deutsches Staatsoberhaupt in Yad Vashem. Polens Präsident Andrzej Duda hält eine Rede: «Vor 75 Jahren endete hier der monströseste Albtraum, der fünf Jahre zuvor begonnen hatte.» Die Erinnerung an Auschwitz müsse erhalten bleiben.

Sperrzonen. Peking sagt wegen des **Coronavirus** sämtliche Neujahrsfeiern ab, seit Ausbruch des Virus wurden in China über fünfzig Millionen Menschen unter Quarantäne gestellt. Eine Kindertagesstätte im deutschen Thüringen verbietet **Karnevalskostüme**: Diese würden kulturelle, «meist entwürdigende» Stereotype verfestigen. Die Wahl zur **Miss Germany** wird neu von einer rein weiblichen Jury vorgenommen.

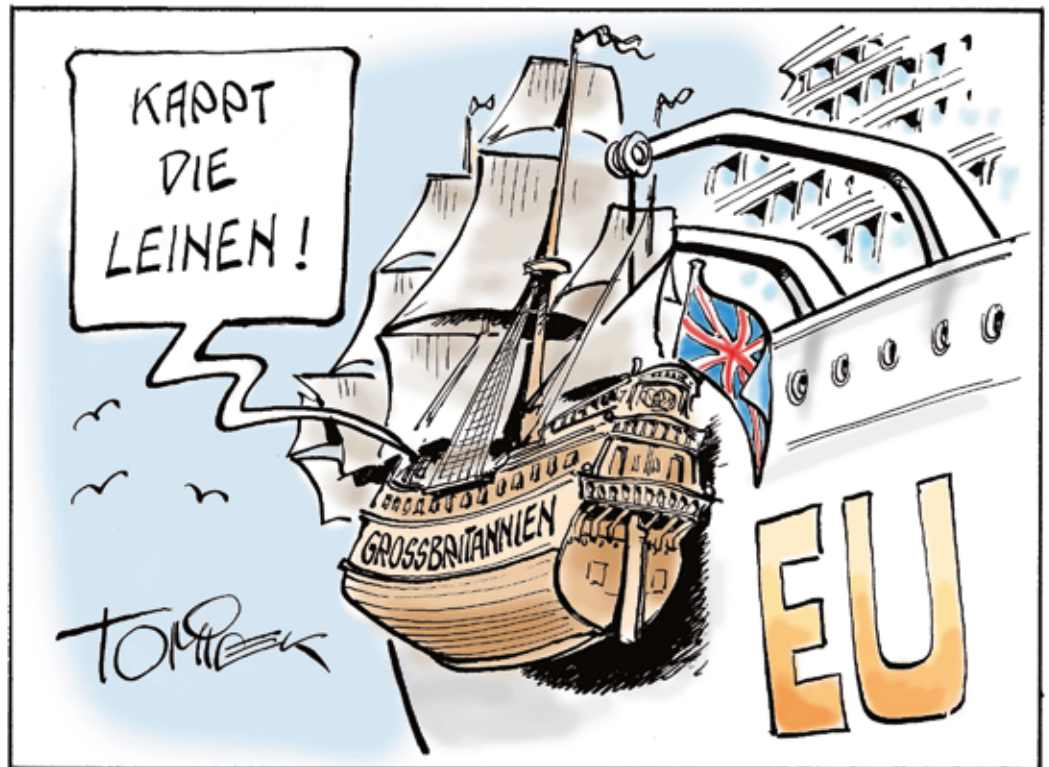
In Angola wird Anklage gegen Isabel dos Santos, Tochter des früheren Präsidenten und **reichste Frau Afrikas**, erhoben. Vorgeworfen werden ihr die Gründung von etwa 400 Scheinfirmen zum Zweck der Geldwäsche. Die Demokraten beginnen mit ihren ersten Plädoyers im Amtsenthebungsverfahren gegen Donald Trump.

Die Dating-App Tinder führt einen **Panik-Button** ein, der in gefährlichen Situationen die nächstgelegene Polizei verständigt. Im Iran wird der Chef eines grossen Drogenkartells gehängt: Die Behörden beschlagnahmen über hundert Tonnen Rauschgift.

An den diesjährigen Grammys gewinnt die US-amerikanische Sängerin **Billie Eilish** fünf Auszeichnungen. Ihr Produzent, Finneas O'Connell, sagt, sie hätten dieses Album nicht gemacht, um Preise zu gewinnen. «Wir haben ein Album über Depression, Selbstmordgedanken und Klimawandel geschrieben.» Die traditionelle **Grammy-gift bag** enthält **Luxuspräsente** im Wert von rund 30 000 Dollar.

Kobe Bryant, einer der grössten Basketballstars aller Zeiten, stirbt bei einem Helikopterunfall, zusammen mit seiner 13-jährigen Tochter.

Tesla überholt VW: Der Börsenwert des amerikanischen Elektroauto-Pioniers durchbricht die 100-Milliarden-Grenze und liegt damit vor dem bisher weltgrössten deutschen Autokonzern. Vor zehn Jahren lag die Marktkapitalisierung von Tesla bei 2,4 Milliarden und die von Volkswagen bei 74,8 Milliarden Dollar. Kurz vor dem **Brexit** legen der britische Aktienmarkt



BREXITANIC

und das Pfund zu: Investoren erwarten eine Welle von staatlichen und privaten Investitionen, die das Wachstum ankurbeln sollen.

Belgiens ehemaliger König Albert II., 85, erkennt nach einem DNA-Test seine **uneheliche Tochter**, die 51-jährige Delphine Boël, an. In Israel trifft Trump die beiden Präsidentschaftskandidaten Benjamin Netanjahu und Benny Gantz, um seinen Nahostplan zu präsentieren. Bisher ist der Inhalt des sogenannten *deal of the century* weitgehend ein Geheimnis.

Inland

Auf einem Gruppenbild mit vier Klima-Aktivistinnen vom Weltwirtschaftsforum (WEF) in Davos fehlt **Vanessa Nakate**, die einzige schwarze Teilnehmerin aus Uganda: Sie wurde von der Fotoagentur AP herausgeschnitten. Nakate spricht von einem **rassistischen Akt** gegen Afrika, das am stärksten von der Klimakrise betroffen sei. Die kongolesische WEF-Delegation prellt zwei Schweizer Hotels um insgesamt 10 000 Franken.

Gegen den zweitgrössten Schweizer Zirkus, den Circus Royal, wird ein Konkursverfahren eingeleitet. **Daniel Yule** gewinnt als erster Schweizer seit 1968 den Slalom von Kitzbühel. Der Schweizer Musikproduzent Al Walser erhält einen Grammy für das **beste Kinderalbum**.

Die Zürcher Nationalrätin **Priska Seiler Graf** und ihr Parteikollege **Mathias Reynard** aus

dem Wallis bewerben sich für die Nachfolge von SP-Präsident Christian Levrat. «Wenn schon ein Co-Präsidium, dann sollte auch die Romandie vertreten sein», so Seiler Graf.

Die türkische Regierung hat ihre Praxis für wehrpflichtige Männer mit zwei Staatsangehörigkeiten verschärft: Sie **büsste einen Doppelbürger** aus der Schweiz während seines Ferienaufenthalts mit rund 6000 Franken für seinen nichtgeleisteten Militärdienst.

An den Solothurner Filmtagen sind die **Nominierungen für den Schweizer Filmpreis 2020** bekanntgegeben worden. Dazu gehört «Baghdad in My Shadow» von Samir, die Geschichte irakischer Migranten in London.

Der Tabakkonzern Philip Morris kündigt an, rund 265 Arbeitsstellen an seinen Standorten Lausanne und Neuenburg abbauen zu wollen. Im vergangenen Jahr wurden Schweizer Uhren im Wert von **21,7 Milliarden Franken** ins Ausland verkauft, das sind 2,4 Prozent mehr als 2018. **Stadler Rail** holt sich einen 887-Millionen-Dollar-Auftrag: Das Thurgauer Schienenfahrzeugunternehmen kann 42 Metrozüge nach Grossbritannien liefern.

Wie die *Aargauer Zeitung* berichtet, kostet das «Sondersetting» eines 14-jährigen Schülers 8000 Franken im Monat. Der junge Syrer hatte im vergangenen Sommer seiner Lehrerin den **Kiefer gebrochen**. *Peter Keller*

Wird James Bond von einem Kobold besiegt?

Von Thomas Würdehoff — Die blutjunge Billie Eilish räumte bei der Grammy-Verleihung ab und soll 007 bereit für den Zeitgeist machen.

Unberührbar und weit weg. Und immer geradeaus. Sie sitzt am Steuer eines Wagens, singt wie abwesend vor sich hin und fährt geradeaus. Immer geradeaus. Neben ihr sitzt ihr Bruder und schaut ebenso teilnahmslos nach vorn. Durch eine nächtliche Grossstadt gleiten sie, dann durch einen Tunnel hin zum Strand und schliesslich ohne Stopp geradewegs ins Meer. Der riesige Ford – oder was auch immer – sinkt in Zeitlupe, schwankend wie ein federleichtes Spielzeug, in die Tiefe, doch der ungerührte Gesichtsausdruck der beiden bleibt unverändert. Kurz bevor das Fahrzeug mit der seltsamen Besatzung auf Grund geht, lächelt das Mädchen ihrem Bruder matt zu, ergreift seine Hand, und da füllt sich der Fussraum auch schon mit Wasser. Langsam. Dunkelheit – *directed by* Billie Eilish.

Die junge Regisseurin, Sängerin und Hauptdarstellerin des Videos «Everything I Wanted» ist Billie Eilish, und sie ist das düstere Pop-Phänomen der Stunde. Mit gerade achtzehn Jahren kann sie auf ein Debütalbum zurückblicken («When We All Fall Asleep, Where Do We Go?»), das sich weltweit millionenfach verkaufte und sie am vergangenen Sonntag mit gleich fünf Auszeichnungen zur jüngsten Grammy-Gewinnerin der Geschichte machte. Ein Fest für Statistiker: Eilish ist die erste im 21. Jahrhundert geborene Musikerin, die ein Nummer-eins-Album produziert hat. Doch nicht etwa der überwältigende Erfolg machte sie zur Heldin ihrer Generation – es ist das Geheimnis ihrer in allen Widersprüchen der Welt scheinenden Inszenierung, die ihre Fans fasziniert.

Zur Schule ging sie nicht

Einer, der begeistert von ihr schwärmt, ist der Drummer Dave Grohl, und er spürt bei Billie Eilish und ihrer Gefolgschaft eine ähnlich symbiotische Verbindung wie bei seiner früheren Band Nirvana und deren Fans. Bei seinen Töchtern sei die charismatische Autodidaktin aus Los Angeles gar an deren Selbstfindung beteiligt: «Ihre Musik macht sie zu dem, was sie sind.» Und, wichtiger: «Wenn ich jemanden wie Billie Eilish sehe, denke ich ... *shit man* ... Rock'n'Roll ist so was von nicht tot.»

Inszenierung – vielleicht ist es eher ein lässig zusammengeworfener Quilt aus schier unauflösbaren Gegensätzen und Diskrepanzen, die den Reiz von Billie Eilish ausmachen. Eine lineare Erzählung wird wohl doch nie draus. Sie selbst wohnte bis vor kurzem in der Wohnung ihrer Eltern, die gelegentlich als Schauspieler, Drehbuchautoren, Akrobaten oder auch musikalisch unterwegs sind. Drogen nahm und

nimmt sie nicht. Zur Schule ging sie auch nie, ihre Eltern gaben ihr Unterricht, «so konnte ich mich darauf konzentrieren, was mich wirklich interessierte».

Die Musik, die aus diesem Erziehungsprogramm entstand, klingt zunächst, als sei sie frühmorgens kurz nach einem schwierigen Erwachen eingespielt worden. Billie Eilish wisperst eher, als dass sie singt, allenfalls eine Art indolentes Räuspern ist zu vernehmen, ein zögerliches Kichern vielleicht – Publikum scheint das tonlose Gesums jedenfalls nicht zu wollen. Lasst mich in Ruhe, spricht mich nicht an. Doch genau diese Morgenmuffelei lässt ihre Fans weltweit in Verzückung geraten. Billie Eilish, so der *Guardian*, verkörpere eine «klassische Teenager-Apathie» und jene trotzige Tagträumerei, die das «angsty teenage girl in all of us» wenigstens zeitweise vor den drohenden Belästigungen der Welt schütze. Erlebt man sie in Interviews oder bei ihren Liveauftritten (meist vor 20 000 Zuschauern), kann man mitunter einen sehr aufgedrehten, quirligen Teenager erleben – mit gelegentlichen Ausflügen in sarkastische Bemerkungen.

Dass sie ihre Songs im Schlafzimmer ihres Bruders, des Produzenten Finneas O'Connell, produziert, ist da nur folgerichtig. Keiner

Ihre Musik verfügt über einen sehr eigenen leisen, aber auch schneidenden Humor.

kann dazwischenfunken, wenn sie ihre Lieder zusammen schreiben, arrangieren, zusammenfügen. Und das Material, mit dem sie ihre minimalistisch-sparsam schraffierten Klangwelten ausstatten – der musikalische Baukasten des hochbegabten Geschwisterpaares hat es tatsächlich in sich.

Denn die Samples, die sie ihrem elektronischen Phonoarchiv entlocken, funktionieren wie ein Tagebuch. Abgesehen von höchst effektvollen Soundmalereien, die Finneas zusammenstellt, sind die beiden geradezu manische Sammler von ungewöhnlichen Alltagsgeräuschen: Mal ist es das Accelerando der Klickspur einer Verkehrsampel, die den Blinden akustisch den Wechsel von Rot auf Grün anzeigt. Mal schlürft sie den Speichel ihrer Zahnkorrekturschiene oder zeichnet das kreischende Surren eines Turbinenbohrers auf, das sie beim Besuch ihrer Dentistin gleichzeitig quälte und faszinierte.

Aus diesen gekonnt montierten Soundfeldern entsteht dann ein hip-hop-artiger Gothic-Electro-Pop, dessen geräuschhafte Showstoppers gelegentlich an lautmalerische Fluxus-Eskapaden oder an die exzentrischen Geräuschkompositionen des US-Visionärs John Cage («4'33'») erinnern. Trotz der vermeintlich trüb-schüchternen Grundstimmung – und das ist das Irritierende an Billie Eilishs umjubeltem Debütalbum – verfügt ihre Musik über einen sehr eigenen leisen, aber auch schneidenden Humor, eine bemerkenswerte Genauigkeit, funkelnde Fantasie und vor allem: Man nimmt sich nicht ganz so ernst (wie etwa Nirvana das einst taten).

Dabei scheint sie die Gesetze von Markt und Öffentlichkeit genauestens zu durchschauen. Um sich nicht über Gebühr auszusetzen und gar zu einem Objekt zu werden, wählt sie ihre Garderobe ausschliesslich in Übergrösse. In der Art von *homeboys* trägt sie sackartig gefertigte Hosen, Sakkos, die eher an zeltähnliche Ballons erinnern – «security blankets» eben, die verhindern, dass «irgendwer meinen Körper beurteilt» (Eilish). Was sich zunächst wie eine puritanische Strategie ausnimmt, ist im Zeitalter der Social Media und miesepetriger Shitstorms («Billie Eilish is thick») sowohl wirkungsvoller «Abwehrmechanismus» als auch eine Chance für findige Köpfe in der Modeindustrie. Ausserdem: «I want to be mysterious.»

Gefährlich gleichmütiges Säuseln

Die Hände reiben wird sich nach dem Grammy-Regen wohl auch eine andere Spürnase. Die Filmproduzentin Barbara Broccoli hat die findigen Geschwister für den Titelsong des neuen Bond-Films «No Time to Die» auserkoren (Schweizer Kinostart 2. April 2020). Eine überraschende Volte, denn Bond-Songs zeichnen sich im besten Fall durch grelles musikalisches Dekor aus. Die legendäre Landschaft des 007-Sounds – knallende Trompetenakkorde, drahtiges Gitarrenschnalzen, schrille Flöten und düster-drohende Streicher – wurde vor knapp sechzig Jahren vom britischen Grossmeister John Barry (1933–2011) erfunden. Aus purer Not. Barry erinnerte sich später: «Ich fragte mich lange, wie ich wohl das Bombardement aus Autos und Helikoptern übertönen könne, denn die Jungs von den *sound effects* radierten mit ihrem Lärm noch jeden Komponisten aus.» Die Lösung fand er im «hybriden Wagner-Bombast» (Barry) von Shirley Bassey «Goldfinger» – der akustischen Blaupause vie-



Reiz der schier unauflösbaren Gegensätze: Musikphänomen Eilish, 18.

ler späterer Titelsongs. Wenn sie denn erfolgreich wurden.

Es ist wohl kaum zu erwarten, dass Billie Eilish und ihr pfiffiger Bruder in ihrem Schlafzimmerstudio eine ähnlich effektvolle Mischung aus Sex, Geballer und trockenem Martini zusammenschreiben. Ob aber die langlebigste aller Agentenserien (oder, wie ein britischer Filmkritiker angewidert schrieb, «eine der angestaubtesten Filmmarken überhaupt») stattdessen eine musikalische Trotzphase im ikonischen Titellied zulässt? – kaum zu glauben.

Und so gibt es vermutlich nur zwei Möglichkeiten für die jüngste Interpretin, die jemals das Titelstück zu einem Bond-Film beisteuerte (und wieder was für die Statistik!): Vielleicht entsteht sie ja dem Vorspann tatsächlich als Zukunftswesen – als eine Art erschrocken fröstelnder KI-Vamp mit gelegentlichen Kreissägen-Einschüben und knalligen Akzenten aus dem Drum-Computer im Hintergrund. Oder – und das wäre unser Tipp – Billie Eilish Pirate Baird O’Connell und ihr Bruder Finneas folgen unbeeindruckt ihrer bisherigen Spur und inszenieren eine mit scharf-

kantigen Soundobjekten durchzogene Klangkulisse, durch die das gefährlich gleichmütige Säuseln der jungen Frau mit den übergrossen Klamotten fast beiläufig zu hören ist.

Man kann nur spekulieren: Der achselzuckende Gesang der Billie Eilish könnte den Macho James Bond in die Schranken weisen und wäre damit auf der Höhe des Zeitgeists. Das könnte dann allerdings auch der Anfang vom Ende des Mannes mit der Lizenz zum Töten sein. Zur Strecke gebracht von einem traurig vor sich hin summenden, schüchternen Kobold.

Personenkontrolle

Maurer, Sommaruga, Rechsteiner, Glättli, Egloff, Marti, Seiler Graf, Reynard, Karrer, Rühl, Lenz, Müller, Mazzone, Guhl, Federer, Wawrinka, von der Leyen, Grüter, Rimoldi

Ueli Maurer, Klimaskeptiker, hat sich vom Klimavirus infizieren lassen. Sein Staatssekretariat für internationale Finanzfragen führt in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Umwelt von **Bundesrätin Simonetta Sommaruga** (SP) einen Klimatest bei Schweizer Finanzinstituten durch. Es geht darum, in Erfahrung zu bringen, wie klimaverträglich die Investitionen von Banken, Vermögensverwaltern, Pensionskassen oder Versicherungen sind. Das überrascht, zumal der Finanzminister und SVP-Politiker in der Vergangenheit immer wieder vor übereifrigem Klimaaktivismus warnte. Vielleicht wäre es ratsam, sich zuerst einmal ein Bild über die Klimaverträglichkeit der Schweizerischen Nationalbank (SNB) zu verschaffen? Nach eigenem Bekunden dient diese dem Geld und nicht dem Klima. Gemäss dem Westschweizer Magazin *L'illustré* verursacht die SNB allein mit ihren Investitionen in den USA genau so viel CO₂-Ausstoss wie die gesamte Schweiz in einem Jahr – also verhältnismässig wenig. (hmo)

Paul Rechsteiner, Linguist, befasst sich mit den wirklich wichtigen Fragen der Sozialpolitik. Die vom St. Galler SP-Ständerat präsidierte Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit fordert vom Bundesrat Neuerungen bei der Invalidenversicherung. Ziel ist es dabei nicht, das hochverschuldete und neuerdings wieder defizitäre Sozialwerk finanziell auf Vordermann zu bringen. Nein, Rechsteiners Gremium verlangt eine sprachliche Modernisierung. Namentlich geht es darum, den seit einiger Zeit als abwertend empfundenen Begriff «invalid» durch etwas Moderneres zu ersetzen. Klar ist, dass eine solche Umbenennung ausserordentlich aufwendig und teuer wäre: Der in Frage stehende Ausdruck wird nicht nur bei der Invalidenversicherung verwendet, sondern findet sich auch in der restlichen Sozialversicherungsgesetzgebung wieder, die ebenfalls anzupassen wäre wie auch die Namen der IV-Stellen, die IV-Formulare und so weiter. Die Verwaltung soll nun eine Schätzung abgeben, wie teuer diese Änderungen sein würden. (fon)

Balthasar Glättli, Glückspilz, lässt aufhören. Der Fraktionschef der Grünen offenbarte bei einem NZZ-Streitgespräch mit dem Präsidenten des Hauseigentümergebietes **Hans**



Unzufrieden: BDP-Politiker Guhl.



Alte Gewohnheiten: EU-Chefin von der Leyen.



Eindeutig: Economiesuisse-Chefin Rühl.



Als Vision okay: Nationalrätin Seiler Graf.



Modernisierung: Ständerat Rechsteiner.

Egloff dieses: Er und seine Frau, SP-Nationalrätin **Min Li Marti**, hätten vor kurzem eine Wohnung käuflich erwerben können. Dank einer Erbschaft. Damit führt ein neuer stolzer Wohnungsbesitzer den Abstimmungskampf für die Initiative «Mehr bezahlbare Wohnungen» des Mieterverbandes prominent an. Die Beteuerung, dass sich das Ehepaar Glättli/Marti, das allein für seine Nationalratsmandate über 250 000 Franken pro Jahr bezieht, nur dank einer Erbschaft eine Wohnung leisten konnte, tönt allerdings völlig schräg. Wie stellen das bloss alle anderen an, die mit geringerem Verdienst und ohne Erbschaft zu Wohneigentum kommen? Egloff fand die passende Antwort: Wohneigentum müsse gefördert werden, dann könnten viel mehr Menschen so glücklich dreinschauen wie Herr Glättli. (hmo)

Priska Seiler Graf, Visionärin, spricht ein Machtwort. Die Zürcher Nationalrätin, die im Gespann mit dem Walliser Parlamentarier **Mathias Reynard** für das Präsidium der Sozialdemokraten kandidiert, sagte in einem Interview mit *20 Minuten*: Die Überwindung des

Kapitalismus sei für sie eine Vision, die okay sei, «aber sie ist nicht morgen oder übermorgen erreichbar». Das wirft natürlich Fragen auf. Hiess es nicht zu Lebzeiten von Karl Marx, er sei seiner Zeit um hundert Jahre voraus? Auf dessen Lebenswerk «Das Kapital» fusst das sozialdemokratische Fernziel. Inzwischen sind seit Erscheinen des ersten Bandes seiner fast unleserlichen Arbeiterbibel sogar über 150 Jahre vergangen. Verschiedene Ökonomen sind gar der Meinung, erstmals funktioniere die Wirtschaft so, wie Marx sie im Jahr 1867 beschrieben habe. Haben sich die Sozialisten am Ende selbst überwunden? (hmo)

Heinz Karrer, Relativist, wollte sich an der Jahresmedienkonferenz von Economiesuisse nicht festlegen, welche Volksabstimmung der Wirtschaftsverband lieber verlieren würde: die Begrenzungsinitiative der SVP oder die Konzernverantwortungsinitiative aus linken Kreisen? «Beide Vorlagen sind wichtig», antwortete Karrer. Eindeutiger positioniert sich Economiesuisse-Direktorin **Monika Rühl**. In ihrem Referat sagte sie, die Begrenzungsinitiative sei «aus

wirtschaftlicher Sicht die bedeutendste Abstimmung in diesem Jahr». (fsc)

Christoph Lenz, Linkshänder, fährt im *Tages-Anzeiger* dem Luzerner FDP-Ständerat **Damian Müller** an den Karren. Dieser verdiene an seinen Mandaten jährlich rund 20 000 Franken. Anhand dieses Beispiels soll die «Empfänglichkeit des Freisinns für gutbezahlte Nebenämter» aufgezeigt werden. Über die durchaus auch vorhandene Empfänglichkeit der Grünen oder Grünliberalen für gutbezahlte Nebenämter, vorzugsweise im Umfeld der Profiteure von Energiewende und Entwicklungshilfe, hat Lenz noch keine Recherchen angestellt oder publiziert. Was vielleicht auch damit zusammenhängen könnte, dass der Redaktor mit der grünen Ständerätin **Lisa Mazzone** liiert ist, die – und da schliesst sich der Kreis – mit Damian Müller in etlichen Kommissionen sitzt. (fsc)

Bernhard Guhl, SRG-Kritiker, regt sich auf. Der bei den letzten eidgenössischen Wahlen abgewählte frühere BDP-Nationalrat aus dem Aargau ist unzufrieden mit der Berichterstattung der «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens. Als **Roger Federer** den Viertelfinal im Australian Open erreichte, habe sie prominent darüber berichtet. Als aber am Montag der Waadtländer **Stan Wawrinka** die gleiche Leistung erbracht hatte, habe die «Tagesschau» nichts darüber gesendet, kritisierte Guhl über Twitter. Das ist bitter, wenn man sich den ganzen Tag auf die «Tagesschau»-Zusammenfassung des Wawrinka-Spiels gefreut hat, das davor und danach auf allen Kanälen lief. (hmo)

Ursula von der Leyen, Nestflüchtling, hält im neuen Amt an alten Gewohnheiten fest. Wie schon als Ministerin in Berlin wird sie auch als Kommissionspräsidentin in Brüssel keine Wohnung anmieten, sondern im Büro schlafen. Doch was als kostengünstige Lösung ausgelobt wird, entpuppt sich als teuer für den Steuerzahler. Nicht nur hat der Umbau eines Ruheraums im Berlaymont in ein Studioappartement mit Nasszelle 72 000 Euro verschlungen; die Frau Präsidentin erhält auch einen Mietzuschuss von über 4000 Euro im Monat – vermutlich als Entschädigung für die spartanische Bleibe. (ky)

Franz Grüter, Headhunter, ist zufrieden mit dem Gang der Dinge bei seiner Volksinitiative gegen das E-Voting. Dass das Vorhaben auf Kurs ist, sei auch Kampagnenchef **Nicolas A. Rimoldi** zu verdanken, einem talentierten und einsatzfreudigen Luzerner Jungfreisinnigen. Bei der Suche nach jemand Geeignetem für die Kampagnenleitung, so SVP-Nationalrat Grüter, sei er in der Person von Rimoldi auf einen «Rohdiamanten» und ein politisches Jungtalent gestossen. Dies sagte Grüter in seiner Festrede zu Rimoldis 25. Geburtstag im Luzerner Wasserturm. (fsc)

Nachruf



Eine Prise Normalität: Basketballstar Bryant.

Kobe Bryant (1978–2020) — Es sollte ein Fest der Musikindustrie und des Showbusiness werden – die Verleihung der Grammys im Staples Center in Los Angeles. Dann trat Superstar Alicia Keys auf die Bühne und sprach mit tränenerstickter Stimme: «Los Angeles, Amerika und die ganze weite Welt haben einen Helden verloren. Und wir stehen hier mit gebrochenen Herzen in dem Haus, das Kobe Bryant gebaut hat.»

Der 198 cm grosse Basketballer Kobe Bryant spielte während seiner gesamten zwanzigjährigen Karriere für die LA Lakers (im Staples Center). Er gewann fünf Meisterschaften sowie 2008 und 2012 mit dem US-Team die olympische Goldmedaille. Seine schnellen Dribblings und die Würfe im Rückwärtsfallen waren legendär. Kobe machte seinen Namen noch berühmter als die japanische Stadt, nach der er getauft worden war. In einem Spiel gegen die Toronto Raptors erzielte er 2006 sagenhafte 81 Punkte. 2013 riss seine Achillessehne. Kobe schritt noch zur Freiwurflinie – und traf.

Bryant war mehr als nur ein begnadeter Spieler. Er wahrte in diesem überhitzten und schnelllebigen Geschäft trotz Millionenverträgen immer auch eine Prise Normalität. Zum Oscar-gekrönten Animationsfilm «Dear Basketball» schrieb er das Drehbuch. Weil er in seiner Kindheit sieben Jahre in Italien gelebt hatte, sprach er perfekt Italienisch. «Wären wir in Italien geblieben, wäre ich vielleicht Fussballprofi geworden», soll er gesagt haben.

1991 verabschiedeten sich die Bryants aus Italien und zogen einige 100 Kilometer weiter nach Norden. Der Vater Joe, ebenfalls schon ein ambitionierter Basketballer,

schloss sich dem FC Mulhouse Basket an. Weil die Kinder aber bereits zu alt waren, um in sämtlichen Fächern auf Französisch einzusteigen, sollten sie in dieser Zeit eine englischsprachige Schule besuchen. Diese fanden die Bryants in Bottmingen. Die International School Basel mietete sich zu Beginn der 1990er Jahre im Schulhaus Burggarten ein. Aber irgendwie war sich der Lehrer Lloyd Hacker nicht sicher, ob man Kobe mit «K» oder «C» schreibt. Überhaupt erinnerte er sich nur vage an seinen wohl berühmtesten Schüler: «Ich habe ihn nur ein bis zwei Monate unterrichtet – und das vor 25 Jahren», erzählte er vor vier Jahren der Basler Zeitung *Tageswoche*, «aber ich weiss noch genau, dass er ein angenehmer Mensch war, ein «gentle giant.»» Kobe selber antwortete, als er einst auf seine Basler Zeit angesprochen wurde, dass er neben den vielen grünen Trams immer in ein «goldenes» steigen musste, um zur Schule zu fahren.

Es gab allerdings auch dunkle Seiten in seinem Leben. 2003 war er wegen Vergewaltigung angeklagt. Das vermeintliche Opfer liess die Klage fallen – weil es sich für einen weiteren Prozess nicht stark genug fühlte. Um seine Ehe zu retten, kaufte Bryant seiner Gattin Vanessa einen vier Millionen Dollar teuren Diamantring.

Als Kobe Bryant am vergangenen Samstag in der Bestenliste der NBA von LeBron James vom dritten Platz verdrängt wurde, schrieb er auf Twitter: «Gratulation! Grosser Respekt, mein Bruder.» Es sollte der letzte Tweet gewesen sein. Auf dem Helikopterflug zu einem Basketballspiel seiner Tochter wurde Kobe Bryant aus dem Leben gerissen. *Thomas Renggli*

Wie die Queen ihr Reich zusammenhält

Die dienstälteste Regentin der Welt muss über besondere Führungsfähigkeiten verfügen. Allen Skandalen zum Trotz schafft Königin Elisabeth II. das Kunststück, dass die Briten noch immer felsenfest hinter der Monarchie stehen. Biograf *Andrew Gimson* blickt hinter die Palastmauern und klärt auf.



Das Management delegiert sie an die Palastmaschinerie: Elisabeth II.

Elisabeth II. herrscht seit fast 68 Jahren, länger als jede andere Königin in der Geschichte. Sie hat ungeachtet grosser Schwierigkeiten und Veränderungen dafür gesorgt, dass die Briten fest zur Monarchie stehen, und sich zuletzt offenbar sehr entschlossen des Problems angenommen, das ausgelöst wurde durch den Wunsch ihres Enkels Harry und seiner Frau Meghan, ein unabhängigeres Leben zu führen. Man darf also vermuten, dass die Königin uns eine ganze Menge über die Kunst des Managements verraten könnte, vor allem in Sachen Krisenmanagement.

Diese Lehren sind aber nicht unbedingt das, was man erwarten würde. Die Königin ist keine Managerin. Sie scheut Konfrontationen und würde stattdessen lieber mit ihren Hunden einen Spaziergang machen. In der Praxis ist es

so, dass sie alles ihrem Privatsekretär überlässt. Vom Inhaber dieses Amtes wird angenommen, dass er Auge und Ohr von ihr ist und ihr die jeweils erforderlichen Schritte nahelegt. Das Management wird an die Palastmaschinerie delegiert, die für einen mehr oder weniger reibungslosen Alltagsbetrieb sorgt, aber wie jedes Management kann es von unerwarteten Ereignissen überrascht werden, zumal von Familienproblemen, die abzuwenden von Hofangestellten kaum erwartet werden kann.

Prinz Philip brachte Klarheit

Sir Edward Young, Privatsekretär seit 2017, wird von einigen Personen im Buckingham Palace vorgeworfen, die Queen nicht rechtzeitig darauf hingewiesen, vielleicht selbst nicht erkannt zu haben, dass Harry und Meghan

beschlossen hatten, ein neues Leben in Kanada zu beginnen – worüber Freunde der beiden sehr wohl informiert waren.

Was die familiären Angelegenheiten betrifft, so konnte die Queen sich fast ihre gesamte Regentschaft hindurch auf einen anderen Manager stützen, der über die erforderlichen Qualitäten verfügt, Krisen in den Griff zu bekommen – ihren Ehemann. Als sie 1947 Prinz Philip von Griechenland heiratete, war er ein junger Marineoffizier, der entschlossen war, Karriere in seinem Beruf zu machen. Er hatte während des Zweiten Weltkriegs mit Auszeichnung in der Royal Navy gedient, musste aber seine Karriere aufgeben, als seine Frau nach dem Tod ihres Vaters, König George VI., der im Februar 1952 gerade einmal 56-jährig starb, die Thronfolge antrat.

Prinz Philip brachte Klarheit in die «Firma», wie er die königliche Familie nannte. Wenn die Königin zögerte, so neigte er dazu, Dinge offen anzusprechen. «Die Vorstellung, die Monarchie sei für den Monarchen da, ist völlig abwegig», erklärte er während eines Staatsbesuchs in Kanada 1969. «Die Monarchie ist für das Volk da. Wenn eine Nation irgendwann beschliesst, dass das System inakzeptabel ist, dann muss sie handeln.»

Bis zu seinem Rücktritt von seinen offiziellen Pflichten im Jahr 2017 bewahrte sich Prinz Philip, heute 98, die Fähigkeit, direkt auf den Punkt zu kommen. Bei einem Lunch anlässlich des 75. Jahrestags der Luftschlacht um England brauchte ein Fotograf, der Prinz Philip mit einer Gruppe von Veteranen ablichten wollte, so lange, dass er die Ermahnung erhielt (die alle Umstehenden amüsierte): «Jetzt machen Sie einfach dieses Scheissbild!»

«Mein ganzes Leben»

Die Königin ist nicht minder entschlossen, aber auf andere Weise. An ihrem 21. Geburtstag im April 1947 erklärte sie, damals noch Prinzessin Elisabeth, in einer Radioübertragung aus Südafrika, wo sie mit ihren Eltern und ihrer jüngeren Schwester eine offizielle Tour unternahm:

Es gibt ein Motto, ein nobles Motto, an dem sich viele meiner Vorfahren orientiert haben: Ich diene. Diese Worte waren eine Inspiration für viele Thronerben, wenn sie mit Erreichen des Mannesalters ihr ritterliches Treuegelöbnis ablegten. Ich selbst kann das nicht so ganz wie sie. Aber dank technischer Erfindungen ist mir möglich, was keinem von ihnen möglich war. Ich kann mein feierliches Treuegelöbnis ablegen, während das ganze Empire zuhört. Ich möchte dieses Gelöbnis nunmehr ablegen. Es ist ganz einfach. Ich erkläre vor Ihnen allen, dass mein ganzes Leben, sei es lang oder kurz, dem Dienst an Ihnen und an unserer grossen imperialen Familie gewidmet sein wird, der wir alle angehören.

Die Kernaussage in ihrem Mission Statement, wie heutige PR-Gurus sagen würden, lautete: «Mein ganzes Leben, sei es lang oder kurz.» Elisabeth erklärte, dass sie nicht in kurzen Zeiträumen denke. Heute ist sie 93, und sie hält sich noch immer an das, was sie an ihrem 21. Geburtstag gesagt hat, auch wenn Dermot Morrah, ein angesehener Mitarbeiter der *Times*, diese Worte im Auftrag von Sir Tommy Lascelles, dem Privatsekretär von George VI., für sie geschrieben hatte.

Aber wie ist der Hinweis auf das britische Empire zu verstehen? Noch während sie ihre Worte sprach, war das Empire quasi schon in Auflösung begriffen, und von der «grossen imperialen Familie» sollte bald nichts mehr übrig sein. Doch die Queen bleibt ihrer Rolle als Oberhaupt des Commonwealth treu, dieses freiwilligen Bündnisses von derzeit 53 Län-

dern mit insgesamt 2,4 Milliarden Einwohnern. Fast alle diese Länder gehörten einmal zum britischen Empire, und in sechzehn, darunter Kanada, Australien, Neuseeland und Jamaika, ist die Queen nach wie vor Staatsoberhaupt. Ihre Loyalität gegenüber dem Commonwealth galt jahrzehntelang als etwas altmodisch unter britischen Politikern, für die die Zukunft in der Europäischen Union lag. Und nun, da Grossbritannien die EU verlässt und auf den Ausbau globaler Handelsbeziehungen setzt, scheint es, als sei die Queen ihrer Zeit voraus gewesen.

Hunde und Pferde plaudern nicht

Zuschauer der wunderbaren Netflix-Serie «The Crown» über ihre Regentschaft dürften nicht zuletzt von der Ausdauer beeindruckt sein, die es braucht, um royale Verpflichtungen zu erfüllen, die an sich nicht furchtbar interessant sind und mit steifen Begegnungen mit Vertretern der Öffentlichkeit einhergehen, die sich in Gegenwart der Königin nicht normal verhalten können. Wie macht die Königin das? Hier kommen wir zu einem weiteren Aspekt ihrer Rolle, die an den renommiertesten Business-Schulen der Welt unmöglich zu unterrichten wäre, denn die notwendige Ausbildung fand in Elisabeths jungen Jahren statt.

Ihre Kindheit war die eines Mädchens aus der Oberschicht, das gute Umgangsformen, die Grundzüge des christlichen Glaubens, Tanzen und Französisch lernte, das gern Verstecken spielte und für Tiere schwärmte. Pferde und Hunde sind bis heute ihr Ein und Alles. Sie haben den Vorzug, dass sie nicht sprechen, also keine Geheimnisse ausplaudern können, und sie haben sich als unschätzbare Trost im anstrengenden Alltag einer Monarchin erwiesen. Wie in weiten Teilen der Oberschicht galten auch in ihrer Familie intellektuelle Interessen als überflüssig, wenn nicht gar als schädlich. Viel wichtiger war, wie man sich verhielt.

Im Januar 1936, als Prinzessin Elisabeth neun war, starb ihr Grossvater George V. Sein Nachfolger wurde der ältere Bruder ihres Vaters, der als Edward VIII. den Thron bestieg. Doch er verhielt sich nicht so, wie es von einem pflichtbewussten Monarchen erwartet wurde, und beharrte darauf, gegen den Rat seiner Minister Wallis Simpson zu heiraten, eine geschiedene Frau. Manche Leute fanden es schockierend, dass Mrs Simpson zwei Ex-Ehemänner hatte, die noch lebten. Andere stiessen sich daran, dass sie eine Amerikanerin war. Ende 1936 musste Edward VIII. auf Druck des konservativen Establishments abdanken. Er wurde ersetzt durch seinen insgesamt pflichtbewussteren Bruder, der ausgesprochen widerstrebend als George VI. den Thron bestieg.

Nun war Prinzessin Elisabeth die Thronfolgerin, und ihr Vater begann sie auf die Rolle

vorzubereiten, die sie bald übernehmen sollte. Sie war eine gelehrige Schülerin, die das nötige Temperament mitbrachte, ihre verfassungsmässigen Pflichten mit grösster Ernsthaftigkeit auszuüben, dem Rat ihrer Minister zu folgen und ihre politischen Ansichten für sich zu behalten.

Victorias Durcheinander

Ihre Krönung, die 1953 stattfand, war das erste grosse Spektakel des Fernsehzeitalters, ein königliches Märchen, das zur Erbauung der Öffentlichkeit aufgeführt wurde. Die Präsenz der Kameras forderte allerhöchste Standards: Weil Millionen Zuschauer die Zeremonie verfolgen würden, musste sie bis ins letzte Detail geprobt werden. Das heillose Durcheinander bei der Krönung von Königin Victoria 1838 war Geschichte. Eine Demokratie brauchte Besseres, und tatsächlich galten seit dem frühen 20. Jahrhundert höhere Massstäbe: Unter Victorias Sohn Edward VII. wurden glanzvolle royale Spektakel für eine Öffentlichkeit geboten, die die Zeugnisse nationaler Grösse in der Tagespresse mit patriotischer Begeisterung verfolgte.

1953 waren die Briten von der Sorge erfüllt, dass das Land sich in einem nationalen Niedergang befinde, und man war stolz darauf, dass sie zumindest eine bildschöne junge Königin hatten. Aber es war zu viel verlangt, von allen Mitgliedern ihrer Familie zu erwarten, dass sie Elisabeths Stil und Schicklichkeit empfinden teilten. Das widerspräche der menschlichen Natur. Und in ihrer Regentschaft gab es immer wieder Krisen, in denen sichtbar wurde, dass die Windsors genauso anfällig für Eheprobleme sind wie der Rest der Bevölkerung. Die schlimmsten dieser Kalamitäten waren, nach einer abermaligen Märchenhochzeit, die Scheidung von Prinz Charles und seiner Frau Diana und schliesslich deren Tod in Paris im Jahr 1997.

Die Königin hat diesen Kummer ertragen, so wie sie jetzt erträgt, dass Harry und Meghan mit Sohn Archie nach Kanada und anschliessend vielleicht nach Kalifornien ziehen. Ihre Hochzeit vor zwei Jahren erfüllte viele Briten mit Stolz, ihr Umzug in die Neue Welt ist ein Schock, aber *the show must go on*, und niemand hat den Wunsch, unsere verehrte Queen durch einen abgehalfterten Politiker zu ersetzen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Andrew Gimson ist der Autor von «Gimson's Kings & Queens – Brief Lives of the Monarchs Since 1066», erschienen im Verlag Vintage Publishing.

Mehr Schweiz, weniger Schwab?

Von Christoph Mörgeli

Das World Economic Forum (WEF) ist die geniale Erfindung von Klaus Schwab. Ursprünglich als Manager-Symposium gedacht, haben die Politiker die Davoser Grossveranstaltung längst gekapert. Doch Klaus Schwab bleibt Dompteur, Maître de Plaisir und grosser Zampano. Zwar gibt's beim WEF mit Børge Brende einen offiziellen Präsidenten. Doch der Norweger hat nichts zu sagen. Die Telefonliste aller Mächtigen und Wichtigen hütet Gastgeber Schwab.

Beim jüngsten 50. Treffen umschwärmten alle sieben Bundesräte das Weltwirtschaftsforum wie noch nie. Ebenso die Bundesverwaltung. Diese greift jetzt mit ihren Bürokratenarmen nach dem Privatanlass. «Experten des Bundes sollen an WEF-Projekten mitarbeiten», titelt die NZZ am Sonntag. Ein falscher Weg. Er macht aus einer Nichtregierungsorganisation eine Regierungsorganisation. Das WEF sollte die Freiheit mehr lieben als die amtliche Genehmigung.

2015 erhielt das Weltwirtschaftsforum vom Bund den Status einer internationalen Organisation. Dieses Jahr unterschrieben Ignazio Cassis und Klaus Schwab einen Vertrag, der das WEF noch enger an die offizielle Schweiz anknüpft. Um das WEF stärker ans «internationale Genf» zu klammern. Der Bund bringt sich ein. Dabei macht der Beamtenstatus zwar satt, aber nicht klug. Kein Gesetz hat je ein Format geschaffen. Wir brauchen Taten statt Bürokraten. Der Bund – dies sagt schon das Wort – bindet. Dabei sollte die öffentliche Hand einzig für die Sicherheit zuständig sein. Wie bei jedem andern legalen Privatanlass auch.

Jetzt sollen «Experten aus der Bundesverwaltung» direkt mit Forschern des Weltwirtschaftsforums zusammenarbeiten. Möglich sei auch, Verwaltungsleute ans WEF zu delegieren. Der Bund nationalisiert den internationalen Anlass. Er will eine verbindliche Zusage, dass das WEF in der Schweiz bleibt. Bundesbern verlangt mehr Schweiz und weniger Schwab. Das Gegenteil wäre richtig. Wenn die WEF-Verantwortlichen hoffen, sie kämen so an mehr Bundesgeld, könnten sie sich täuschen. Schon fordert eine SP-Nationalrätin den Bundesrat auf, sich «unter Berücksichtigung der Reserven des WEF für eine Senkung des Anteils der öffentlichen Hand an den Sicherheitskosten» einzusetzen. Darum: Staat soll Staat, Privat soll Privat bleiben. Nur so gibt's echte Innovationen für die Zukunft. Denn verwalten heisst veralten.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Keynes für Militärs und Superreiche

Von Peter Bodenmann — Amerikas Staatsschulden stiegen in Donald Trumps ersten drei Amtsjahren um 4000 Milliarden Dollar.



Im Gegensatz zu Trump würden bei Sanders wenigstens jene profitieren, die mehr Geld brauchen.

In seiner Rede in Davos gab Trump den *working-class hero*. Dank ihm gibt es weniger Arbeitslose, höhere Löhne und 11 000 neue Fabriken. Wasser und Luft seien noch nie so sauber gewesen wie heute.

Das Freihandelsabkommen mit der Schweiz ist ein toter Fisch, weil die Bauern zum zweiten Mal blockieren. Seine Liebe gilt zurzeit dem Führer der chinesischen Kommunisten. Alles bizarr und unrealistisch zugleich.

Im Kern ist Trump ein rechter Keynesianer.

Standbein 1 — Er hat die Reichen, Superreichen und deren Unternehmen steuerlich massiv entlastet. Das hat zweifellos den Konsum belebt, weil die entlasteten Unternehmen über Aktienrückkäufe Geld in die Taschen der Millionäre und Milliardäre spülten.

Standbein 2 — Und parallel dazu erhöhte Trump die Ausgaben für das Militär und seine dreissig Geheimdienste, die alles und jeden überwachen. Rüstungs-Keynesianismus wie seinerzeit unter Ronald Reagan.

Standbein 3 — Trump hat erfolgreich verhindert, dass das FED die Zinsen erhöhte. Und er macht permanent Druck für weitere Senkungen der Zinsen. Denn tiefe Zinsen helfen den Schuldner, auch dem Staat als Schuldner.

Standbein 4 — Trump droht links und rechts mit Kriegen. Aber er führt keine. Kim Jong Un war kurzfristig die grösste Gefahr für die

Welt. Dann war er Trumps Freund. Und jetzt ist der Koreaner kein Thema mehr. Der in der Schweiz geschulte Kim Jong Un hat Trump durchschaut. Unser Bildungswesen ist besser als sein Ruf.

Diese Politik führte in den letzten goldenen Jahren nicht zu einem Abbau der Schulden, sondern zum massiven Anstieg derselben. Die Zölle sind – was das Handelsbilanzdefizit betrifft – relativ wirkungslos. Aber sie spülen – vergleichbar einer Mehrwertsteuererhöhung – Geld in die Kassen des Staates. Dies vorab auf Kosten der Konsumenten mit kleinen und mittleren Einkommen.

Gegen Donald Trump hat nur Sanders eine Restchance. Weil er ein halbwegs klares Programm hat: Bernie will keine Kriege führen. Er will stattdessen den ökologischen Umbau realisieren. Alle sollen zu vernünftigen Kosten krankenversichert werden. Ausbildung darf keine Schuldenfalle mehr sein, sondern muss kostenlos werden. Die Reichen und Superreichen sollen wieder mehr bezahlen.

Sowohl die Politik des rechten Keynesianers Trump wie jene des linken Keynesianers Sanders führen zu mehr Schulden. Das stört nur die Fanatiker der schwarzen Null und der Schuldenbremsen im alten Europa.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Wir schreiben Weltgeschichte

Von Kurt W. Zimmermann — Wer ist der erfolgreichste Journalist der Geschichte? Churchill, Clemenceau, Johnson, Kennedy?

Es war ein Ratschlag an junge Journalisten. Am Anfang müssten sie unten durch, schrieb der Autor, «doch mit der Zeit wird das Publikum gute Arbeit honorieren».

Der Ratschlag stammt aus dem Artikel «Success in Journalism». Geschrieben wurde er 1901 von Winston Churchill.

Churchill wusste schon, wovon er redete. Er war Presseemann, bevor er Premier wurde. Er gehört zur langen Reihe von Journalisten, die in die Politik wechselten und dann an der Spitze ihrer Nationen standen. Die Reihe reicht von US-Präsidenten bis zu Bundesräten.

Der wichtigste Journalist der Gegenwart ist sicherlich Premierminister Boris Johnson, der eben den Brexit schaffte. Seinen Namen machte er sich als Brüsseler Korrespondent des *Daily Telegraph*. Mit polemischer Überzeichnung karikierte er den EU-Regulierungswahn und ulkte über die vereinheitlichte Grösse von Kondomen und Särgen und die Krümmung der Bananen.

Dann war Johnson über zehn Jahre lang Chefredaktor und Kommentator des *Daily Telegraph* und des *Spectator*. Er war mit Sicherheit der beste Journalist, der jemals Staatschef war.

Johnsons Vorgänger Winston Churchill war umgekehrt der beste Staatschef, der jemals Journalist war.

Churchill verstand sich als Stilkünstler, der nach sprachlicher und grammatikalischer Meisterschaft strebte. Er lernte das Metier 1895 als Reporter im Unabhängigkeitskrieg auf Kuba, von dem er für den *Daily Graphic* berichtete. In den nächsten Jahren schrieb er, wiederum als Kriegskorrespondent, für den *Daily Telegraph* über die britischen Feldzüge in Indien und für die *Morning Post* über die Wirren im Sudan.

Vierzig Jahre später war Churchill wieder im Krieg, diesmal auf der operativen Seite. Der ehemalige Journalist und spätere Premierminister hatte entscheidenden Anteil daran, dass die Alliierten im Zweiten Weltkrieg siegen.

Die Ironie will es, dass ein ehemaliger Journalist und späterer Premierminister entscheidenden Anteil daran hatte, dass es überhaupt zum Zweiten Weltkrieg kam.

Georges Clemenceau arbeitete als Journalist für Blätter wie *L'Aurore* und *La Justice* und wechselte dann in die Politik. 1906 wurde er französischer Premierminister, kehrte aber bald als Zeitungsherausgeber in die Medienbranche zurück. 1917 wurde Clemenceau erneut Premier. Als Vertreter der Siegermächte war er



Wechselwirkung: John F. Kennedy, um 1940.

dann für unbeugsame Härte gegenüber Deutschland. Der Vertrag von Versailles von 1919, der Deutschland mit enormen Reparationszahlungen und Gebietsverlusten belastete, war sein Werk.

Der Versailler Vertrag, der «Schandvertrag», wie ihn Hitler nannte, war ein Hauptgrund für den Aufstieg der Nazis und ihren Krieg.

Nach Hitlers Niederlage wurde die neue Friedensordnung 1945 an der Potsdamer Konferenz von Harry Truman, Josef Stalin und Winston Churchill ausgehandelt. Über das historische Treffen berichtete für den US-Pressekonzern Hearst ein junger Auslandskorrespondent namens John F. Kennedy. 25 Jahre später wurde er Präsident.

Auch in den Schweizer Bundesrat schafften es einige ehemalige Journalisten. Bekannte Köpfe waren etwa Albert Meyer, Chefredaktor der NZZ, Emil Frey, Redaktor der Basler *National-Zeitung*, und Eduard Müller, Redaktor der *Berner Nachrichten*.

Die Schweizer schrieben zwar keine Weltgeschichte. Aber sie lieferten dafür ein Unikum beim Berufswechsel zwischen Presse und Politik. 1953 trat Bundesrat Max Weber zurück, weil seine Finanzreform in der Volksabstimmung gescheitert war.

Weber brauchte einen neuen Beruf. Er wurde Redaktor bei der *Berner Tagwacht*. Umgekehrt geht auch.

Hier geblieben!

Von Henryk M. Broder — Alle sollen sich wie zu Hause fühlen.

Der frühere stellvertretende Ministerpräsident des Saarlandes, spätere Bundesminister für Justiz und Verbraucherschutz und jetzige Bundesminister des Auswärtigen, Heiko Maas, hat mehrfach erklärt, er sei «wegen Auschwitz in die Politik» gegangen, soll heissen: in die SPD eingetreten und sich hochgearbeitet. Im Umfeld von Maas kann man dagegen hören, seine Examina seien nicht gut genug für einen Posten im Staatsdienst gewesen, deswegen habe er keine andere Option gehabt, als «in die Politik» zu gehen. Und «wegen Auschwitz» höre sich eben besser an als jede andere Begründung. Denn «Auschwitz» war ein «Zivilisationsbruch» und ist bis heute ein «Alleinstellungsmerkmal» der deutschen Geschichte, etwas, das unter Marketingexperten «Unique Selling Point» genannt wird.



Maas sagt auch immer wieder, für Antisemitismus gebe es «keinen Platz» in Deutschland bzw. dürfe es keinen Platz geben. Das ist etwa so stimmig, als würde eine Puffmutter sagen, in ihrem Etablissement gebe es keinen Platz für Prostitution. Anlässlich des 75. Jahrestages der Befreiung von Auschwitz hat Maas eine ernste Warnung ausgesprochen: Es müsse verhindert werden, dass Juden Deutschland verlassen. «Wir müssen dringend gegensteuern, damit aus solchen Gedanken nicht bittere Realität wird und es zum massiven Wegzug von Jüdinnen und Juden aus Deutschland kommt.» Es sei «ein Albtraum und eine Schande», dass sich «Menschen jüdischen Glaubens bei uns nicht mehr zu Hause fühlen». Deswegen müssten «jüdische Einrichtungen und Gemeinden besser gesichert werden, in Deutschland und Europa». Dafür werde Deutschland «der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa in diesem Jahr eine halbe Million Euro zur Verfügung stellen».

Eine Geste, die an Generosität nicht zu überbieten ist! Was kann man für 500 000 Euro alles bekommen? Zum Beispiel ein Reihenhaus in Mainz, das man Juden (und Jüdinnen!) als *safe space* anbieten könnte. Man könnte aber auch eine Handvoll weitere «Antisemitismus-Beauftragte» einstellen. Der gute Ruf Deutschlands als buntes, tolerantes und weltoffenes Land steht auf dem Spiel. Als Exportnation und Weltmeister der Herzen. Deswegen sollen die Juden hierbleiben. Die Jüdinnen natürlich auch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man beim Drittliga-Fussballspiel den Schiri auspfeifen, wenn seine Leistung unterirdisch ist? Oder macht man sich mitschuldig, falls auf dem Platz die Gewalt eskaliert?

Marco Baumann, Rheinfelden

Wären es doch nur Pfiffe gewesen, die unsere Schiedsrichter ertragen mussten, als ich noch in der dritten Liga kickte. Gut erinnere ich mich an einen Match im schwyzerischen Sieben – eine Schlacht auf tiefem Terrain. Der Unparteiische reihte, aus meiner Sicht, Fehlentscheid an Fehlentscheid und ermöglichte so nach unserer 3:0-Pausenführung die gegnerische Aufholjagd. Als ich kurz vor Schluss direkt vor den Augen meines Vaters umgemäht wurde, holte dieser lautstark zur vernichtenden Schiedsrichterkritik aus. «Schiri, er hat recht», reklamierte ich und kassierte deswegen – als Gefoulter! – eine gelbe Karte und dreissig Franken Busse. Mein Vater kam ungeschoren davon. *Roman Zeller*

Ihre Frage zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem Jahresabonnement der *Weltwoche* honoriert. Unveröffentlichte Fragen werden nicht beantwortet.

Leserbriefe

«Trumps Rede bildete mit ihrem Optimismus einen wohltuenden Kontrapunkt zum Lamento der Politpessimisten.» *Maximilian Spörri*

Zum Frosch geküsst

Nr. 4 – «Herzogin der Lenden»; Agneta Blaha über Meghan Markle

Was für ein treffender Artikel! Die ordinäre Sozialaufsteigerin aus Übersee, die Kronjuwelen des dümmlichen Prinzen fest im Griff, nimmt es tatsächlich mit der Königin auf. Das ist etwa so, als krittelte Helene Fischer an Mozart-Manuskripten herum oder als begehrte Boris Becker, Mitglied der Schwedischen Akademie der Wissenschaften zu werden. Der Kanada-Wochenaufenthalter dürfte schon sehr bald den Tag verfluchen, an dem seine Begierde zu dieser Frau entbrannte, er zum Narren wurde und als erster Prinz in der Geschichte der Menschheit zum Frosch geküsst wurde.

Bernhard Ecklin, Zollikon

Loyalität vs. Kadavergehorsam

Nr. 4 – «Unterwerfung»; Editorial von Roger Köppel

«Ohne Loyalität geht es nicht. Wenn es in Familien, in Firmen, in der Politik bei der Loyalität nicht mehr stimmt, geht es abwärts», schreibt Roger Köppel in seinem bemerkenswerten Editorial und vergisst zu erwähnen, dass das Hohelied der Loyalität durchaus auf Grenzen stossen muss, wenn diese in letzter Konsequenz zum Kadavergehorsam ausartet. Die Geschichte hat uns das im Zweiten Weltkrieg schmerzlich vor Augen geführt. Die negativen Auswirkungen treffen auch unsere Armee, die sich dank übertriebener Loyalität höchster Stabsoffiziere auf einem steilen Sinkflug in die militärische Bedeutungslosigkeit befindet. Unsere Rumpfarmee ist heute mit einem Sollbestand von rund 90 000 Mann nicht mehr in der Lage, die Schweiz und ihre Bevölkerung zu verteidigen und zu schützen. Nicht die wahrscheinlichste sondern die gefährlichste Bedrohung sollte Massstab für eine glaubwürdige Armee sein. *Peter Bosshard, Dübendorf*

Obamas Bomben

Nr. 4 – ««Bitte tötet uns nicht»»; «Eine Frage der Moral» von Eugen Sorg

Wo in der Geschichte haben mörderische Bomben zu mehr Frieden geführt? Während der Amtszeit von Friedens-Nobelpreisträger Barack Obama wurden pro Tag durchschnittlich achtzig amerikanische Bomben irgendwo auf der Welt abgeworfen, mehr als unter George W. Bush, aber weniger als unter Donald Trump. Wenn der Autor die Rohstoffkriege des einzigen Imperiums derart skotomisiert,



«Man muss»-Politik: *Weltwoche*-Cover.

spricht das für seine Zuneigung zu den Mainstream-Medien, die er vorgibt, selber zu kritisieren. *David Holzmann, Maur*

Mode-Ideologie

Nr. 4 – «Jeder will mit Trump allein»; Kommentar von Christoph Mörgeli

«Die Welt steht in Flammen», schleuderte unsere SP-Bundesrätin in die Runde und in den offenen Schlund der alternativlosen Klimapresse. Mit einer solchen Aussage rennt man heute risikolos offene Türen ein. Sie vertritt die Mode-Ideologie der «Man muss»-Politik: Man muss das Klima retten, man muss Massnahmenpakete schnüren, man muss CO₂-Abgaben erheben. Wer nicht solidarisch ist und all diesen Erzählungen des nahenden Weltuntergangs nicht glaubt, der ist dann daran schuld, wenn es knüppeldick kommt! Die Kirchen hätten dies zu ihrer Blütezeit nicht besser hingekriegt. Trumps Eröffnungsrede bildete mit ihrem Optimismus einen wohltuenden Kontrapunkt zu diesem Lamento der etablierten Politpessimisten und den von der linken Presse verhätschelten Klimaaktivisten, die im von der älteren Generation geschaffenen Wohlstand bequem protestieren. *Maximilian Spörri, Zeiningen*

Wer hat recht?

Nr. 3 – «Nico im Wunderland»; Thomas Renggli über den Schweizer Eishockey-Profi

Nico Hischier spielt bei den Devils Eishockey und wohnt in Newark, New Jersey, dem «Gar-

den State». Er erzählt, dass dort das Trinkwasser mit Blei belastet ist, die markantesten Bauten seien die dampfenden Kaminschlote der Kehrichtverbrennungsanlage, und die Flugzeuge donnerten im Akkord über die notorisch verstopften Highways. Und Donald Trump erzählt in Davos, die USA hätten das sauberste Trinkwasser und die sauberste Luft. Die USA, nicht etwa der Bergstaat Colorado. Einer von beiden verbreitet hier Fake News.
Ruedi Buser, Saanen

Macho-Gehabe

Nr. 4 – «Schlafmützinnen auf der Redaktion»;
Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Kurt W. Zimmermann wartet ja hin und wieder mit überraschenden und – so dachte ich – gutdokumentierten Mediengeschichten auf. In seinem Beitrag «Schlafmützinnen auf der Redaktion» hat er aber eindeutig zu wenig recherchiert. Im Fall der stellvertretenden Chefredaktorin des *St. Galler Tagblatts* ist seine Behauptung geradezu absurd, Odilia Hiller habe «keine einzige politische Analyse geschrieben». Die diesem Schreiben beigelegten acht Leitartikel und Analysen, alle aus dem Jahr 2019, werden ihn doch wohl überzeugen, dass er damit ein gravierendes, geradezu rufschädigendes Fehlurteil publiziert hat. Schon das wäre Anlass genug, sich bei Odilia Hiller zu entschuldigen. Der meinungsstarke Publizist Zimmermann hat anscheinend auch noch nie davon gehört, dass es neben dem Meinungsjournalismus – in dem Männer noch immer am liebsten brillieren – auch andere journalistische Sparten gibt. Hätte er das öffentliche Geschehen rund um die *St. Galler HSG* verfolgt, so wäre ihm aufgefallen, dass Odilia Hiller sowohl die ausufernde Spesenaffäre wie jüngst die überrissenen Forderungen des *St. Galler Anwalts Patrick Stach* aufgedeckt hat, die inzwischen zum Rücktritt Stachs aus dem Universitätsrat geführt haben. Für ihre beharrlichen Recherchen hat sie zusammen mit ihrem Team aus der Ostschweiz-Redaktion vor kurzem den Ostschweizer Medienpreis erhalten. Frauen mit rufschädigenden Falschaussagen pauschal derart in die Pfanne zu hauen, wie es Zimmermann hier tut, ist ein unerträgliches journalistisches Macho-Gehabe, das auch eine *Weltwoche* nicht auf sich sitzen lassen darf. Eine öffentliche Richtigstellung und Entschuldigung von Autor und Redaktionsleitung sind zwingend.

*Gottlieb F. Höpli, Ex-Chefredaktor
St. Galler Tagblatt, Teufen*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Wie können die Grünen einerseits offene Grenzen und Massenimmigration in die Schweiz gutheissen und andererseits den Erhalt der Kulturlandschaft und des Erholungsraums propagieren? Die Zuwanderung beschert der Schweiz doch die Zubetonierung einer Fläche von jährlich 4000 Fussballfeldern. Warum wirft dieser offensichtliche Widerspruch in der öffentlichen Meinung nicht mehr Fragezeichen auf? A. H., Zürich

Es ist schick, tolerant und feinfühlig, sich für die Massenimmigration einzusetzen. Hier kann man mit vielen Worten wie Toleranz, Menschenliebe, Grosszügigkeit, Hilfe für die Schwächsten punkten, und das tun die Grünen mit Vorliebe. Aber ebenso schick ist es, sich für die Erhaltung der Kulturlandschaft, der Natur und des Erholungsraumes einzusetzen. Damit erhofft man sich, sowohl die Freunde der Massenimmigration als auch die Naturschützer für die Wahlen zu gewinnen. Wer auf den Widerspruch aufmerksam macht, wird als Ausländerfeind, als hoff-

nungsloser Patriot oder Rassendiskriminierer verunglimpft. Wer sich für die Begrenzung des Ausländerbestandes und gleichzeitig für die Erhaltung der Kulturlandschaft einsetzt, wird nicht ernst genommen. Dabei ist es ganz einfach: Massenimmigration schmälert die Erhaltung der Kulturlandschaft und des Erholungsraums. Und der CO₂-Ausstoss auf der Welt ist einerseits auf das Bevölkerungswachstum und andererseits auf die Steigerung des Wohlstands zurückzuführen.

Die Schweiz wird ja demnächst über die Begrenzungsinitiative abstimmen und entscheiden, ob die Einwanderung in die Schweiz endlich so begrenzt werden soll, wie dies das Schweizer Volk vor bereits fünf Jahren beschlossen und das Parlament mit verlogenen Argumenten nicht durchgesetzt, sondern sogar noch verschlimmert hat.

Sie fragen auch, warum in der öffentlichen Meinung nicht mehr Fragezeichen aufgeworfen werden. Es ist einfach: Auf dieser moralistischen Doppelbödigkeit bewegen sich die meisten Politiker vor allem aus Eigeninteresse. Und in den Medien ist es so, dass die Journalisten lieber ihre gutmeinende Art vertreten, als das zu schreiben, was wirklich ist.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrlihubstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DIE  WELTWOCH

Die Weltwoche im Taschenformat.

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Der gute Zweck heiligt alle Niete

Bundespräsidentin Sommaruga tritt derzeit messianisch auf. Dem Klima ordnet sie alles unter. In Davos verblüffte sie durch schiefe Metaphern und beherztes Selbstvertrauen, durchaus zum Verdruss ihrer Kollegen. Alle, die Sommaruga unterschätzen, liegen falsch. *Von Hubert Mooser*

Autsch, das ging daneben. Simonetta Sommaruga, ihres Zeichens Präsidentin der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Vorsteherin des Energie- und Umweltschutzdepartements, hatte sich den Auftritt ihres Lebens vorgenommen. Im flammend roten Designerdress der alarmierten Prophetin schleuderte sie der versammelten Wirtschafts- und Polit-Elite am World Economic Forum in Davos eine messianische Rede entgegen fast im Greta-Thunberg-Sound.

Sommaruga legte sich für Pflanzenarten und Insekten ins Zeug, beklagte die vom Menschen geschundene Natur und mahnte gegen Pestizide und Monokulturen. Während im Hintergrund niedliche Bienen engelsgleich auf dem Bildschirm surrten, setzte die SP-Magistratin zum bilderreichen Finale ihrer Ansprache an («Die Welt in Flammen»). Ein Eingriff in die Artenvielfalt sei, prophezeite die Bundespräsidentin, wie wenn wir täglich eine Schraube aus dem Eiffelturm herausdrehen würden: «Zuerst passiert lange nichts, aber irgendwann gelangen wir an einen Punkt, wo wir eine weitere – entscheidende – Schraube herausdrehen, und der ganze Turm bricht in sich zusammen.»

Schraube um Schraube

Tier um Tier, Schraube um Schraube: Das von so viel sprachlicher Virtuosität sichtlich überforderte Publikum klatschte höflich, der Applaus jedoch war enden wollend, die Aufmerksamkeit schien sich in Grenzen zu halten, und so hatten lustigerweise hinterher nicht einmal die für einmal etwas Sommaruga-kritischen Medien bemerkt, dass der gute, alte Eiffelturm in Paris nicht von Schrauben, sondern von insgesamt 2,5 Millionen Niete zusammengehalten wird. Das Risiko politischer Metaphern, erfuhr die Bundesrätin, liegt immer darin, dass man sich auch vergreifen kann. Und falsche Bilder haben die unangenehme Eigenschaft, auf ihre Urheber zurückzufallen.

Man muss der Bundespräsidentin allerdings zugutehalten: Ihre Rede hat sie selber verfasst, wie ihr Informationsdienst bestätigt. Vielleicht ist es typisch für ihren missionarischen Anspruch, dass im Lichte des Weltuntergangs die Details einer Brandrede keine wesentliche Rolle spielen dürfen. Man kann es aber auch als Hinweis lesen, dass in Zeiten der Apokalypse die Sorgfalt der Argumente bei den Regierungen nachlässt. Drastische Bilder und aufwühlende Angstszenerien sollen das Publikum im allgemeinen Strom der konfektionierten Besorgnis

auf die gewünschten Ziele einschwören. Der gute Zweck heiligt alle Niete.

Der Davoser Auftritt war keine Entgleisung, er war die Essenz. Eine Frau hat ihre Mission gefunden. Vertraute berichten, wie akribisch sich Simonetta Sommaruga ins Projekt einer ökologisch-klimapolitischen Wende hineinsteigert. Sie studiere und vertiefe sich in alles oder in das Meiste höchstpersönlich. Ihr Departement, Dreh- und Angelpunkt einer Politik der umweltmässigen Gesundheit, führe sie an der ganz kurzen Leine. Wer sich von aussen Erkundigungen einholen will, bekommt aus dem Generalsekretariat den immergleichen Satz zu hören: «Die Chefin prüft noch.»

Sommaruga ist die perfekte Botschafterin ihrer eigenen Marke. Bei ihr weiss man immer, was kommt und was herauskommt. Nach den Flüchtlingen heisst es jetzt: Klima, Klima, Klima. Seit sie von Vorgängerin Doris Leuthard das Departement Anfang 2019 übernommen hat, scheint sich dieser Fokus noch verschärft zu haben. Wohl auch unter dem Druck der Jugendproteste legt sie eine forschere Gangart vor. Man hat nicht den Eindruck, dass sie die Sanierung der Postauto AG mit ähnlicher Energie angeht wie die Sanierung des Planeten Erde, aber alle Befragten zeigen sich beeindruckt von Sommarugas Ehrgeiz, die Klimaziele hochzuschrauben. Bis 2050 soll die Schweiz «klima-

Falsche Bilder haben die unangenehme Eigenschaft, auf ihre Urheber zurückzufallen.

neutral» werden. Die Bundespräsidentin lässt keine Zweifel an ihrer Überzeugtheit entstehen: «Der Weltklimarat hat aufgezeigt, welche gravierenden Folgen eine globale Erwärmung von zwei Grad haben kann. Ihre Folgen sind in unserem Alltag angekommen.»

Was immer ihre rechten Gegner über Sommaruga sagen, die Berner SP-Frau ist eine unangenehme Gegnerin, weil sie stets wohlvorbereitet und wenn nötig durchaus bissig bis schneidend ihre Standpunkte vorträgt. Der wohltemperierte, manchmal schmallippige Sarkasmus ist eines ihrer Markenzeichen und treibt vor allem SVP-Vertreter auf die Palme, vor allem deshalb, weil sie kein probates Mittel dagegen finden.

Mit ihrem klimapolitischen Erlösungsprogramm und dem Amts-Charisma einer Bundespräsidentin geht Sommaruga ohne Berüh-

rungsängste auf alle gesellschaftlichen Gruppen zu. Den Klimawandel sieht sie als parteiübergreifendes Thema des nationalen Zusammenrückens. Sie gehe alle an, Bauern und Bauherren, Unternehmer und Konzernchefs. Ihr Kollege, SP-Nationalrat Eric Nussbaumer, ein charmanter Brummler, fächelt begeistert Rückenwind: «Was Sommaruga macht, ist ja weiss Gott keine Revolution. Andere Staaten haben solche Klimaziele längst verankert.»

Natürlich spekuliert die schlaue Umweltretterin darauf, dass die Schweizer Behörden alles, was ihnen der Bundesrat oder die EU vorlegt, um Welten konsequenter umsetzen als die andern. Im Bundesrat nervt die ambitionierte Klimaministerin inzwischen die Kollegen, weil sie fast jedem Geschäft ihre erwärmungspolitischen Bedenken aufdrückt. Mag ja sein, dass die Grünen im letzten Dezember keine eigene Bundesrätin durchbrachten, doch sie haben Simonetta Sommaruga, die sich wie eine Löwin für grüne Anliegen einsetzt.

Permafrost mit Parmelin

Das hat durchaus Klimaveränderungen im Bundeshaus zur Folge. Während die Erdtemperaturen steigen, tendiert das Thermometer in den Beziehungen zwischen Sommaruga und Wirtschaftsminister Guy Parmelin in Richtung Permafrost. Der ehemalige Waadtländer Weinbauer gibt den Gralshüter der Pestizide. Sommaruga scheint eher von der Vorstellung bezaubert, die Schweiz in einen biologisch abbaubaren Naturgarten mit emissionsfreier Landwirtschaft umbauen zu wollen. Bauern befürchten daher, die nicht unbeliebte Bundespräsidentin mache sich da allzu distanzlos zum Sprachrohr der Endzeitpropheten.

Und was, wenn genau dies ihre Absicht ist? Dass sie es wirklich ernst meint, unterstrich Sommaruga in Davos. Beim Treffen mit dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selensky, der sich mit Staatsbankrott, Korruption, russischen Kriegsgefahren, einem Amtsenthebungsverfahren in den USA sowie einer im Iran-Konflikt abgeschossenen Passagiermaschine herumschlagen muss, setzte sie doch tatsächlich das Thema Bienensterben auf die Traktandenliste.

Parteikollegen reagieren inzwischen fast ein bisschen neidisch auf die Bundespräsidentin, die sich so selbstbewusst auf dem Parkett der Mächtigen bewegt. Unwirsch kritisiert ein SPler den etwas «besserwisserischen, lehrerhaften und moralinsauren Tonfall».



In Hochform: Endzeitprophetin Simonetta Sommaruga am World Economic Forum.

Die Wahrheit ist: Sommaruga interpretiert ihre Rolle derzeit so perfekt, dass man sie auch dann versteht, wenn sie nichts sagt. Ihre Mimik, die Körperhaltung, die Art, wie sie bei einem ihrer klimapädagogisch übertriebenen Auftrüttlertsätze («The world is on fire») die Augenbrauen hebt oder die Stirn in kaum sichtbare Falten legt, sagen alles. Sommaruga käme auch im Lautlos-Modus rüber. Diese Frau spricht nicht nur vom Weltuntergang, sie lebt, sie verkörpert ihn inzwischen.

Zischend wie Kampfgas

Zischend wie Kampfgas entweicht einem Bundesratskollegen dann und wann doch ein kritisches Wort. Was ihm wirklich Sorgen mache, liess Finanzminister Ueli Maurer kürzlich durchblicken, sei der «Hype ums Klima». Es bestehe die Gefahr, dass man den Boden unter den Füssen verliere. Wer den Klimawandel bekämpfen wolle, müsse auf Technologie, Bildung und Unternehmertum setzen. Lippenbekenntnisse genügten nicht. War die Beanstandung auch auf Sommaruga gemünzt?

Es ficht sie nicht an. Kritik perlt ab. Ihre Selbstgewissheit, moralisch felsenfest im Recht zu sein, ist Sommarugas Teflonpanzer.

Ihr WEF-Auftritt war minuziös durchchoreografiert. Die unter Flugangst leidende Uvek-Chefin reiste per Bahn, was die *Schweizer Illustrierte (SI)* dokumentierte und in Szene setzte. Ihre Kolleginnen und Kollegen waren alle im «klimaschädlichen Automobil» unterwegs und nicht so glücklich über das Sonderzüglein der Bundespräsidentin, die alle anderen klimapolitisch schlecht aussehen liess.

Dann kam die berühmte WEF-Audienz beim US-Präsidenten, ein Schlüsselereignis im Leben eines jeden Schweizer Staatsoberhauptes. Sommaruga hatte angekündigt, den klimatisch eher unbewegten Donald Trump über die Gefahren der Erderwärmung aufzuklären. Sie lieferte. Trump hörte andächtig zu. Das Treffen dauerte länger als geplant. Im Übrigen sagten die Amerikaner sechs bilaterale Gesprächsanfragen anderer Staaten ab, um stattdessen der Delegation unter Präsidentin Sommaruga zu lauschen.

Wer glaubt, dass die linke Schweizerin beim rechten Amerikaner schlecht ankam, täuscht sich vielleicht. Sommaruga politisiert nicht unbedingt auf der Linie des Weissen Hauses, doch aus Kreisen der amerikanischen Botschaft in Bern, ein US-Luftlandstützpunkt des harten Republikanismus, kamen auf Nachfrage ver-

söhnliche, geradezu poetische Töne. Natürlich gebe es Differenzen, aber die Bundespräsidentin habe ihren Job ausgezeichnet gemacht. Was sicher stimmt: Dieser amerikanische Präsident setzt sich nicht mit Bundesräten hin, um seine Zeit zu verschwenden. Der lange Termin war ein Zeichen der Anerkennung guter Beziehungen. Das freundliche Nachsäuseln ist eine Einladung, die Gespräche über ein Freihandelsabkommen fortzuführen.

«Die Welt steht in Flammen», warnte die Bundespräsidentin in Davos. Mit dieser heillosen Dramatisierung erwies sie sich als gelehrige Schülerin des twitternden US-Präsidenten, dem sie sich sonst eher nicht so geistesverbunden fühlt. Die unbeirrte Sozialdemokratin nutzte auch ihr Treffen mit der EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen zu einer bilateralen Klimakonferenz. Finanziell fiel das Meeting glimpflich aus: Sommaruga versprach keine Schweizer Milliardenzahlungen an den EU-Klima-Deal, nur Austausch und Zusammenarbeit. So trat die Missionarin am Schluss fast schon wieder als Pragmatikerin von der Bühne ab. Alle, die Sommaruga unterschätzen, liegen falsch.

Mehr zum Thema: Seite 32

Langer Arm der Menschenrechtslobby

Der Bundesrat will dem Ruf der Uno nachkommen und eine nationale Menschenrechtsinstitution schaffen. Diese soll die Behörden künftig beraten. Wozu?

Von Katharina Fontana

Einmal mehr hat Aussenminister Ignazio Cassis den Reset-Knopf nicht gefunden. Nachdem er lange auf der Bremse gestanden war und öffentlich Vorbehalte geäussert hatte, knickte der freisinnige Bundesrat schliesslich ein und machte kurz vor Weihnachten den Weg frei für die Schaffung einer nationalen Menschenrechtsinstitution. Diese steht seit langem auf der Wunschliste von Nichtregierungsorganisationen (NGOs) und von Cassis' eigenen Leuten im Aussendepartement.

Seit 1993 fordert die Uno ihre Mitgliedstaaten dazu auf, «unabhängige Menschenrechtsinstanzen», sogenannte NMRI, zu schaffen – Zwitterfiguren zwischen Staat und Gesellschaft, finanziert aus öffentlichen Geldern, die sich umfassend für die Förderung der Menschenrechte einsetzen sollen beziehungsweise für das, was die Uno darunter versteht. 2011 machte der Bundesrat einen ersten Schritt in diese Richtung und schuf als befristetes Pilotprojekt ein Kompetenzzentrum für Menschenrechte, das von einem Verbund von Universitäten geleitet wird.

Aus diesem Pilotprojekt soll nun eine dauerhafte Institution mit eigener Rechtspersönlichkeit und weit gefasstem Mandat werden. Über 120 Staaten hätten bereits eine NMRI, schreibt die Regierung in ihrer Botschaft ans Parlament, und der Schweiz werde in internationalen Gremien regelmässig empfohlen, endlich nachzuziehen. Diesem Aussenseiterdasein will der Bundesrat ein Ende bereiten.

Wolkige Floskeln

Nun kann man nicht behaupten, dass die Schweiz mit Menschenrechtsvereinen unterversorgt wäre. Es gibt Dutzende von privaten Organisationen, Hilfswerken und Gewerkschaften, die sich für alle möglichen Bevölkerungsgruppen einsetzen. Ein Gutteil von ihnen hat sich in einem NGO-Netzwerk zusammengeschlossen, das vom Verein humanrights.ch koordiniert wird. Dieser lobbiiert auf allen Ebenen für eine extensive Auslegung der Menschenrechte, wird unter anderem von der Direktion für Völkerrecht und vom Eidgenössischen Gleichstellungsbüro mitfinanziert und ist mit dem bestehenden Kompetenzzentrum für Menschenrechte verbunden.

Hinzu kommen ausserparlamentarische Kommissionen des Bundes, die sich mit Menschenrechtsthemen befassen – mit Rassismus, Frauenfragen, Migration und anderem – und die offenbar meinen, ihre Existenz mit beson-



Zum richtigen Bewusstsein erziehen: Amnesty-International-Aktion in Bern.

ders weitreichenden Forderungen legitimieren zu müssen. Auch an den Universitäten ist das Thema Menschenrechte hervorragend vertreten und wird mit Verve erforscht und vorangetrieben. Unter anderem von Jörg Künzli, der einiges zu universellem Menschenrechtsschutz publiziert hat und der neben seiner Professorenstelle an der Universität Bern auch als Direktor des Kompetenzzentrums für Menschenrechte amtiert.

Warum die Schweiz eine NMRI braucht, kann der Bundesrat denn auch nicht schlüssig erklären, abgesehen vom Umstand, dass die Uno dies so möchte. Neben wolkigen Floskeln führt er unter anderem eine externe Evaluation von 2015 ins Feld, die gezeigt habe, dass eine «Nachfrage nach Dienstleistungen einer NMRI» bestehe.

Die positive Evaluation erscheint allerdings in einem weniger günstigen Licht, wenn man sieht, wer befragt wurde: NGOs, ausserparlamentarische Kommissionen, Bundesangestellte und Menschenrechtsexperten wie die frühere Generalsekretärin der Schweizer Sektion von Amnesty International. Wenig überzeugend ist auch das Lob des Bundesrates betreffend die Arbeiten des bisherigen Kompetenzzentrums für Menschenrechte, etwa «zur Über-

arbeitung der Hausordnungen von Strafanstalten, zur Anpassung von betrieblichen Abläufen und zu baulichen Massnahmen in einer psychiatrischen Klinik oder zur Anpassung der internen Richtlinien einer Universität an die Bedürfnisse von Transgender-Personen». Das ist kein überwältigender Leistungsausweis.

Ruf nach noch mehr Geld

Dass das Vorhaben auf schwachen Beinen steht, blieb in der Vernehmlassung nicht unbemerkt. So kritisierte Cassis' eigene Partei, die FDP, dass es dem Bundesrat vor allem ums Image gehe; welchen Mehrwert die NMRI für die Bürger habe, sei nicht ersichtlich. Deziert Nein sagen die SVP und der Schweizerische Gewerbeverband. Die Dutzenden von NGOs, die an der Vernehmlassung teilgenommen haben, sind selbstredend erfreut, dass der Bundesrat ihrem Wunsch endlich nachkommen will, erwarten aber deutlich mehr Geld.

Der Rahmen von einer Million Franken, die Cassis der neuen Institution jährlich bezahlen will (gleich viel wie dem bisherigen Kompetenzzentrum), ist nach Ansicht der Menschenrechtslobby fast schon empörend tief. Humanrights.ch hält fünf bis sieben Millionen Franken Jahresbudget für das absolute Mini-

mum, wie es dort heisst. Auch Direktor Jörg Künzli erachtet eine Million Franken als ungenügend, will aber nicht verraten, wie viel Geld der Bund seiner Ansicht nach locker machen müsste. Tatsächlich wäre es naiv zu glauben, dass die NMRI den Steuerzahler nicht deutlich mehr kosten würde. Frankreich etwa leistet sich eine NMRI mit über sechzig Vertretern, in Deutschland sind es rund achtzig und in Österreich über neunzig Personen, die für die jeweiligen Einrichtungen tätig sind.

Gremium mit Schlagseite

Abgesehen von der Frage, warum die Schweiz eine, fünf oder sieben Millionen Franken für ein Gremium ausgeben sollte, dessen Nutzen nicht ersichtlich ist, ist auch das Mandat der NMRI nicht unproblematisch. Sie soll die Menschenrechtslage in der Schweiz beobachten, nach eigenem Gusto forschen, sensibilisieren und «Menschenrechtsbildung» betreiben, die Bevölkerung also zum «richtigen» Bewusstsein erziehen. Zudem soll sie Stellungnahmen und Schattenberichte zuhanden internationaler Gremien verfassen, die dann ihrerseits gestützt auf ebendiese Berichte der Schweiz Empfehlungen abgeben, wo Nachholbedarf bestehe.

Weiter hat der Bundesrat auf Drängen der NGO einen brisanten Punkt in den Gesetzesentwurf eingefügt: Das Menschenrechts-gremium soll Bundes- und Kantonsbehörden «beraten». Es müsste also damit gerechnet werden, dass die NMRI direkt oder indirekt mit am Tisch sässe, wenn ein neues Gesetz ausgearbeitet wird, das ihr Interesse fände.

Der Bundesrat besänftigt, dass die Menschenrechtsinstitution unabhängig sein und «eine breite gesellschaftliche Vielfalt» abbilden würde: Lehre, religiöse Gemeinschaften, Gewerkschaften, Wirtschaftsverbände, Experten und NGOs sollen vertreten sein. Doch unabhängig heisst nicht objektiv-neutral. Es ist absehbar, dass die NGO-Lobbyisten das Gremium dominieren und ihm ihren Stempel aufdrücken würden. So teilt man bei humanrights.ch auf Anfrage unumwunden mit, dass man selber «eine wichtige Rolle beim Aufbau der NMRI erfüllen» werde.

Man sollte sich nichts vormachen: Die NMRI wäre der institutionalisierte Arm der Menschenrechtslobby, die Speerspitze der Schweizer Hilfswerke und Gewerkschaften. Sie würde es ihnen ermöglichen, als anerkannte Instanz Menschenrechtspolitik nach den eigenen Vorlieben und Partikularinteressen zu betreiben.

Treffend hat das der Kanton Schwyz in seiner Vernehmlassung formuliert: Es sei zu befürchten, «dass sich die NMRI zwar aus öffentlichen Mitteln finanzieren lässt, aber letztlich frei ist, sich in den Dienst gewisser Anspruchsgruppen zu stellen». Das Parlament sollte sich gut überlegen, ob es dazu wirklich Hand bieten oder das Ganze nicht besser stoppen sollte. ○

Finanzen

Aufregung in der Wohlfühloase

Die rot-grüne Regierung beschert der Stadt Bern ein sattes Millionendefizit, und das in einem Wahljahr. Jetzt ist Feuer im Dach.

Die Stadt Bern hat ein Problem. Damit ist nicht die Reitschule gemeint, die in jeder Stadt ein Problem wäre, aber nicht in Bern. Da die Berner ihr ganzes Leben vorzugsweise in Bern verbringen, werden sie beim Thema Reitschule regelmässig nostalgisch und denken daran, wie sie einst selber junge und wilde «Reitschüler» waren. Deshalb bleibt bei der Reitschule alles *gäng wie gäng*. Das Problem, mit dem sich Bern in diesen Tagen herumschlägt, liegt also nicht bei der Reitschule, sondern anderswo: bei den Finanzen. Denn in der Stadtkasse klafft ein Loch, das man nicht anders als sehr gross beschreiben kann.

2019 hat die Stadt Bern rund 30 Millionen Franken weniger eingenommen als budgetiert. Man erwarte ein Defizit in zweistelliger Millionenhöhe, teilte die Stadtregierung vor ein paar Tagen kleinlaut mit. Die Schuldigen waren schnell gefunden: Es sind die Unternehmen, die deutlich weniger Steuern abliefern als von den Stadtoberen einkalkuliert. Wenn sich die Firmen ihrer Verantwortung entziehen, indem sie gemeinerweise weniger Gewinn erwirtschaften, gerät natürlich auch das schönste Budget durcheinander. Und noch schlimmer: Auch für das laufende Jahr sieht es bei den Steuern nicht besser aus.

Einigermassen überrumpelt

Seither ist in Bern Feuer im Dach. Denn dieses Jahr stehen in der Stadt Wahlen an, die Roten und Grünen, die vier der fünf Regierungssitze besetzen, wollen weiterhin das Zepter führen, und da sind Millionendefizite nicht unbedingt ein Empfehlungsschreiben. Die bürgerliche Konkurrenz, von der man sonst nicht viel hört, ist erwacht und nutzt die Gelegenheit, um die linke Stadtregierung als sorglosen Haufen von Verschwendern darzustellen. Besonders im Gegenwind steht SP-Finanzdirektor Michael Aebersold, der von den Vorgängern einigermassen überrumpelt zu sein scheint oder zumindest so tut, als habe er das Unheil nicht kommen sehen.

Nicht nur von den Bürgerlichen bekommt der Glücklose sein Fett weg, auch aus den eigenen Reihen wird ihm der Schwarze Peter zugeschoben. So forderte der geschmeidige grüne Stadtpräsident Alec von Graffenried Aebersold jüngst öffentlich dazu auf, er müsse jetzt den «Wadenbeisser» spielen und bei den Ausgaben auf die Bremse stehen. Der solcherart vorgeführte Finanzdirektor



Gegenwind: SP-Finanzdirektor Aebersold.

verteidigte sich mit der Erklärung, er habe sich bei den Ausgaben immer an den Einnahmen ausgerichtet. Wenn das nicht eine bestechend einfache Art des Haushaltens ist: Man gibt nicht so viel Geld aus wie nötig, sondern immer mindestens so viel, wie herinkommt. Das Praktische an dieser Art von Finanzpolitik ist, dass man gar nie über eine mögliche Steuersenkung nachzudenken braucht.

Die öffentlich unter Druck geratene Stadtregierung will nun handeln und prüfen, wo sie allenfalls sparen könnte. Vielleicht bei der behördlichen Unterstützung des urbanen Gärtnerns? Bei der flächendeckenden Umgestaltung der Strassen zu Begegnungszonen? Im Immobilienbereich, wo die Stadt im grossen Stil Wohnungen kaufen oder selber bauen will? Bei der neuen Velobrücke, mit der Bern als «Velohauptstadt» brillieren möchte? Oder bei der Schaffung einer «Museumsinsel» nach dem Vorbild von Weltstädten wie Berlin, die insgesamt eine Viertelmilliarde Franken kosten soll?

Klar ist: Einfache Rezepte gibt es nicht, vor allem nicht in einem Wahljahr, denn die Stadtregierung hat Bern schrittweise zu einer wahren Wohlfühloase umgestaltet, wo man von der Wiege bis zur Bahre umsorgt wird. Laut der Bevölkerungsbefragung vom Dezember 2019 leben sage und schreibe 97 Prozent der Bernerinnen und Berner gerne in ihrer Stadt. Ob sie sich bei den Wahlen erkenntlich zeigen werden, wenn sie die Rechnung für all die Wohltaten präsentiert bekommen, ist eine andere Frage.

Katharina Fontana

Die Schweiz erinnert sie an Amerika

Anfang Februar übernimmt Gabriele Siegert, 56, die Leitung der grössten Schweizer Hochschule. Sie werde bloss Interimsrektorin, betont sie. Wirklich?

Von Roman Zeller

In der Öffentlichkeit ist die Frau noch kaum bekannt: «Prorektorat» steht neben der Türglocke am Hirschengraben, und im Büro wartet sie bereits, Gabriele Siegert, 56-jährig. Die Kommunikationsprofessorin schmückt sich zusätzlich mit dem Titel «Vizerektorin». Hinter Siegert, die am runden Sitzungstisch Platz genommen hat, sticht ein Bild ins Auge. Neben ihrem Schreibtisch liegt ein anthrazitfarbener Gymnastikball gegen Rückenprobleme. Genutzt wird er nicht. Weil sie zu klein sei, lautet ihre Begründung.

Definitiv nicht klein ist Siegert, wenn man die künftige Hackordnung der Universität Zürich betrachtet. In wenigen Tagen wird sie ins Hauptgebäude hoch zügeln, wo sie sich im Rektorenzimmer einrichten wird. Nach sechs Jahren gibt der Biologieprofessor Michael Hengartner seinen Schlüssel ab. Er verlässt die Universitätsleitung und wechselt als Ratspräsident an die Eidgenössische Technische Hochschule. Damit wird Siegert in eines der anspruchsvollsten und interessantesten Ämter im schweizerischen Bildungswesen nachrücken. Sie wird mit der Universität Zürich die grösste Hochschule des Landes führen und für insgesamt 9000 Angestellte verantwortlich sein – «interimistisch», wohlgermerkt.

Aber was geschieht nach der Übergangszeit? Es sei «absolut» Zeit für eine Frau, sagte Hengartner jüngst in einem Interview mit der NZZ. Tatsächlich hatte die Universität Zürich in ihrer bald 200-jährigen Geschichte nur eine Rektorin. Derzeit ist eine Kommission damit beschäftigt, Kandidatinnen und Kandidaten für den prestigeträchtigen Posten zu finden. Ob sich Siegert langfristig im Rektorenbüro einnisten wird? Dass sie für die Nachfolge eine aussichtsreiche Position einnimmt, ist kein Geheimnis.

Andere Sitten

Die Frau, die ihr Büro nur ein paar Dutzend Meter Luftlinie verschiebt, ist in ihrem Leben ziemlich weit herumgekommen. Aufgewachsen ist Siegert in Augsburg, wo sie auch studierte; die Habilitation erfolgte in Salzburg; seit zwanzig Jahren lebt sie mit ihrem Mann in Zürich. Aber nicht nur ihre Wohnsitzländer haben sich geändert, auch die Zeiten sind nicht mehr dieselben. Siegert erzählt von ihrer ersten Mikroökonomie-Vorlesung in Augsburg, etwa 450 Studierende im Hörsaal, davon 40 Prozent Frauen. «Einleitend sagte der Professor: «Die Frauen, die hier sind, sind umsonst hier. Die gehen danach doch nur nach Hause und kriegen Kinder.»»



«Wir können selbstbewusst auftreten»: Professorin Siegert, Universität Zürich.

Siegert, die kinderlos ist, kann sich noch heute darüber empören. Gleichzeitig ist klar, dass an den Universitäten inzwischen andere Sitten herrschen. Siegert selber hat sich dafür eingesetzt, diesen Kulturwandel mitzugestalten, in Arbeitsgruppen wie «Professorinnen in Leitungs- und Entscheidungsgremien» oder «Verhaltenskodex Gender Policy». Wichtig sei ihr, dass niemand mehr wegen irgendeines Merkmals – Geschlecht, Hautfarbe, Religion oder sonst was – benachteiligt werde. «Es muss um Leistung gehen.»

Tabuthemen?

Es sind nicht nur die Geschlechterfragen, die beschäftigen, sondern auch Umweltthemen. An der Universität gibt es etwa eine vegane Mensa, ebenso einen Nachhaltigkeitsdelegierten, was Siegert befürwortet: «Grosse Organisationen sehen sich gesellschaftlichen Erwartungen gegenüber, die adressiert werden müssten.» Auch die Uni soll und will ihren Beitrag leisten.

Inwieweit die Wissenschaft von solchen Nachhaltigkeitsbestrebungen betroffen ist, ob es Einschränkungen oder Tabuthemen gibt – Siegert winkt sofort ab: «Es gibt keine inhaltlichen Vorgaben, die Professoren und der Wissenschaftsmarkt entscheiden.» Darf wirklich zu allem geforscht werden? Was wäre, rein hypothetisch, wenn herauskäme, dass alte weisse Männer dümmere Menschen seien? Oder Schwarze, oder Frauen? Wie ist es mit Gegenthesen zum menschengemachten Klimawandel? Siegert zögert keine Sekunde: «Ja, Sie dürfen über alles forschen, das ist genau der Punkt – da wird nichts eingeschränkt.» Die Erkenntnisse müssten aber überprüfbar sein.

Freiheit, Eigenverantwortung, kein überbordender Staat – das schätze sie, sagt Siegert. «Die Schweiz erinnert mich da an Amerika.»

«Es gibt keine inhaltlichen Vorgaben, die Professoren und der Wissenschaftsmarkt entscheiden.»

Was aber ist mit den gegenwärtigen Beschränkungen der Meinungsfreiheit, wie sie an nordamerikanischen Universitäten vorkommen? Kritisch demonstrieren, seinen Protest kundtun, das sei ein legitimes Mittel, findet Siegert. Einen Auftritt und damit eine Debatte verhindern sei hingegen fast immer schlecht, ob es nun linke oder rechte Positionen betreffe.

Einen Vorfall wie kürzlich in Hamburg, als der Ökonomieprofessor und AfD-Mitgründer Bernd Lucke aus einem Vorlesungssaal vertrieben wurde, wolle sie in Zürich unbedingt verhindern. Wo liegen ihre persönlichen Grenzen? «Bei antisemitischen Parolen und Verstössen gegen die Verfassung», antwortet Siegert. Einen Holocaustleugner oder anti-

semitischen Verschwörungstheoretiker würde sie an der Universität nicht auftreten lassen.

Dass es in der Schweiz ruhiger zugeht als in Deutschland, erklärt sich Siegert mit Mentalitätsunterschieden. Die Schweizer seien eben, entgegen der Vorstellung vieler Deutscher, nicht bloss der ähnliche kleine Nachbar. «Mir war immer klar, dass ich ins Ausland gehe», erinnert sie sich. Die direkte Demokratie findet sie «klasse, ganz toll». Dies habe auch den Ausschlag gegeben, weshalb sie sich vor sechs Jahren erfolgreich für die Staatsbürgerschaft bewarb. Wieder in Deutschland zu leben, könne sie sich nur schwer vorstellen.

Reisen und Repräsentation

Wenn sie sieht, wie die EU und auch Deutschland die Schweiz unter Druck setzen, findet Siegert das «bedauerlich, aber verständlich». Dass die Schweiz an ihrem politischen System festhalten möchte, sei nur klar, «während die EU natürlich auch nicht will, dass die Schweiz nur Rosinen pickt». Wichtig sei für sie, dass der europäische Wissenschaftsmarkt für die Schweiz offen bleibe. «Europa ist einfach unser grösster Handelspartner. Das bildet sich auch in der Wissenschaft ab.»

Ebenso mahnen namhafte Hochschulvertreter, dass ein Nein zum Rahmenabkommen den Bildungsstandort schwächen würde, weil die Forschungskoooperation «Horizon» mit Europa wegfiel. Hundert Milliarden sind es, die zwischen 2021 und 2027 für Forschung und Innovation verteilt werden. Die Schweiz würde davon profitieren, betont Siegert. Sie ist zuversichtlich, dass man alles verhandeln könne. Weil der Forschungsstandort Schweiz gut unterwegs sei, «können wir selbstbewusst gegenüber der EU auftreten», sagt sie.

Wie ist das zu interpretieren? Wird sich Siegert künftig in die politischen Diskussionen einmischen? Vielleicht sogar langfristig als Rektorin? Siegert lächelt freundlich. «Ich habe mich nicht beworben.» Warum nicht? Siegert antwortet ausweichend: «Ein Nein bedeutet auch immer ein Ja zu etwas anderem. Und ich bin gerne Vizerektorin und Prorektorin Lehre und Studium.» Ob sie sich die Aufgabe nicht zutraue? Ob ihr vielleicht eine gewisse Unerfrohenheit fehle? Siegert schmunzelt erneut. «Man will sich ja nicht selber loben. Ich kann schon gut führen, bin strukturiert. Und ich würde meinen, ich bin ein unerschrockener Mensch.»

Als Grund für den Verzicht nennt sie die Dossiers: «Der Rektor ist auch für alles Internationale und für Repräsentationsaufgaben zuständig, muss viel reisen, das liegt mir weniger.» Einfach gemacht habe sie sich den Verzicht nicht, betont sie. Und als wollte sie sicherstellen, dass man nicht auf die Idee komme, sie leide an mangelndem Selbstbewusstsein, fügt sie an: «Mein Mann würde sagen, die Uni habe Pech, dass ich's nicht mache.»

Sport

Keiner wie Yule

Wie ein schottischer Meister zum besten Slalomfahrer der Schweizer Geschichte wurde.



Sieger Yule.

Er trägt das Herz auf der Zunge. Er fährt, als gebe es kein Morgen. Er mischt die Skiszene gehörig auf. Der 26-jährige Walliser Daniel Yule ist der Mann der Stunde im Schweizer Sport – und er bricht mit Konventionen und Umgangsformen. «Come on, baby», feuert er sich selber an. Als er nach seinem Sieg in Adelboden gefragt wurde, was ihm der Franzose Julien Lizeroux zugerufen habe, sprach er in die SRF-Kamera: «Julien hat gesagt, dass ich grosse Eier habe!»

Am Sonntag siegte er auch auf dem Ganslernhang ob Kitzbühel, der wohl schwierigsten Slalomstrecke des Weltcups – 52 Jahre nach dem bisher einzigen Schweizer Erfolg an diesem Ort durch Dumeng Giovanoli. Dies macht Yule, der den schnellen Schwung mit Trainer Didier Plaschy auf Schlittschuhen übte, zum erfolgreichsten Slalomfahrer der Schweizer Geschichte. Keiner gewann zuvor drei Weltcup-Rennen in dieser Disziplin. Sein Vater Andrew relativiert: «Es war nicht so schwierig, diese Marke zu schlagen. Der beste Schweizer Abfahrer zu werden, wäre härter gewesen.» Aus dem väterlichen Votum tönt keine übertriebene Kritik. Es ist der britische Humor, der in den Worten mitschwingt. Der Brite Andrew Yule kam als Achtzehnjähriger eher zufällig zum ersten Mal in sein heutiges Heimatdorf Branche d'en Haut – im Val Ferret, wo sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagen, falls sie sich hierhin verirren. Fünfzehn Menschen leben hier. Ein Drittel von ihnen heisst Yule.

Andrew wollte Französisch lernen und Skitouren machen. Es war eine Entscheidung, die sein Leben nachhaltig prägen sollte. 1985 erhielt er in Orsières eine Stelle als Lehrer. Ein Jahr später besuchten ihn Freunde aus der Heimat – darunter die Schottin Anita. Es war Liebe auf den ersten Blick. Anita zog in die Schweiz. Nach der Hochzeit wurde das Glück durch drei Kinder gekrönt: Alastair, Daniel, Vanessa. Seinen Wurzeln hat es Daniel Yule zu verdanken, dass er unter anderem den Titel des schottischen Slalommeisters trägt. Doch spätestens mit seinem Sieg in Kitzbühel verblasst diese Auszeichnung. Einen wie Yule hat die Schweizer Skination noch nie gesehen. *Thomas Renggli*



Suche nach Worten: Bundesrat Parmelin am Weltwirtschaftsforum in Davos.

Parmelins Blackout

Beim Davoser Treffen mit Donald Trump ist der Bundesrat aufgelaufen. Wirtschaftsminister Parmelin hatte beim Freihandelsabkommen einen Aussetzer. Bundespräsidentin Sommaruga erteilte Donald Trump ein Kurzseminar. *Von Christoph Mörgeli*

Das Fazit des Gipfeltreffens zwischen einer bundesrätlichen Viererdelegation und dem amerikanischen Präsidenten mit vier seiner Minister fällt aus Schweizer Sicht ernüchternd aus. Beim lange ersehnten Kerndossier Freihandelsabkommen kam man keinen Schritt voran. Die Schweiz vermochte nicht einmal einen Termin für die Fortsetzung der Gespräche herauszuholen. Es gelang nicht im Geringsten, über die «exploratorischen» Abtastversuche hinauszukommen, die nun schon seit über einem Jahr laufen.

Eine Erklärung für das faktische Scheitern der Freihandelsgespräche aus dem Kreis der Schweizer Delegation lautet so: Als Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga (SP) beim Thema Freihandel das Wort an Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) übergab, soll dieser nicht imstande gewesen sein, den Gesprächsfaden aufzunehmen. Sein längeres Schweigen und Suchen nach Worten sorgte bei den Anwesenden für peinliche Momente, die sich qualvoll lange hinzogen.

Möglicherweise lag der Grund für die Nervosität und den Aussetzer des Waadtländers in der ungewohnt hochkarätigen Runde. Eine andere Erklärung bietet die Tatsache der

mangelnden Englischkenntnisse des Waadtländers. Legendär ist Parmelins Aussage anlässlich einer Medienkonferenz auf eine entsprechende Frage: «I can English understand, but je préfère répondre en français.» Diese holperige Aussage eines Schweizer Regierungsmitglieds schaffte es sogar in die Spalten der *New York Times*.

Freihandelsthema vergeben

Hochrangige Teilnehmer des Davoser Treffens bestätigen Guy Parmelins sprachlichen Blackout, der später intern zu reden gab. Offiziell mag aber niemand über den Vorfall sprechen. Offenbar waren aber einzelne Anwesende enttäuscht über den Ausgang des Gesprächs, so dass sie ihren Ärger nach aussen trugen – und jetzt Parmelin eine Mitverantwortung in die Schuhe schieben. Auch seiner Unbedarftheit wegen, so klagen sie, habe man das Traktandum Freihandelsabkommen nach wenigen Minuten wieder verlassen müssen.

Der Vorfall deckt einen Missstand bei unserer internationalen Verhandlungsführung auf: Statt zu fremdsprachlichen Unzulänglichkeiten zu stehen und die Dienste von Dolmetschern in Anspruch zu nehmen – was sogar den

Vorteil des Zeitgewinns für die nächste Frage beziehungsweise Antwort mit sich brächte –, parlieren manche unserer Regierungsmitglieder mehr schlecht als recht auf Englisch. Berühmt geworden ist in dieser Beziehung der 21. Oktober 1991, der letzte Tag der Verhandlungen über den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) in Luxemburg. Damals schickten die Bundesräte René Felber und Jean-Pascal Delamuraz zu später Stunde ihren Chefunterhändler Franz Blankart vor die Tür und liessen sich in einer Mischung von mangelnden Englischkenntnissen, Müdigkeit und Alkohol über den Tisch ziehen.

In Politik und Wirtschaft herrscht Einigkeit darüber, dass die Chancen für das von der Schweiz ersehnte Freihandelsabkommen mit der Administration Trump viel grösser wären als je zuvor. Im Oval Office regiert gegenwärtig ein Geschäftsmann mit viel Verständnis für die globale Marktwirtschaft und für eine freiheitlich-direkt-demokratische Nation, die ausserhalb der EU überleben will. Hinzu kommt die einmalige Konstellation eines amerikanischen Botschafters in Bern mit direktem Zugang zum Präsidenten sowie fast schon einer Art Männerfreundschaft zwischen Donald Trump und Bundesrat Ueli Maurer (SVP).

Viel versprach sich darum der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse vom «historischen Besuch» des letztjährigen Bundespräsidenten im Weissen Haus. Es handle sich um ein «äusserst erfreuliches Signal für die Schweizer Aussenwirtschaft» und «einen Meilenstein in der Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und den USA». Unsere Wirtschaft erhoffte sich vom Besuch schon damals entscheidende Impulse für baldige Verhandlungen über ein Freihandelsabkommen. Dass darin ein enormes Potenzial für unser Land liegen würde, gilt als unbestritten. Die USA sind für die Schweiz der mit Abstand wichtigste Handelspartner ohne bevorzugten Marktzugang und hinter Deutschland der zweitwichtigste überhaupt. Weniger administrative Umtriebe sowie niedrigere Zölle für Schweizer Produkte und Dienstleistungen wären enorm vorteilhaft für Konzerne ebenso wie für KMU. Der Warenexport erreicht gegenwärtig einen Wert von 41,3 Milliarden Franken bei einer deutlich positiven Handelsbilanz; hinzu kommen Dienstleistungen von rund zwanzig Milliarden.

Passive Schweizer Seite

Von Präsident Trump selber, von US-Botschafter Edward McMullen oder vom Schweizer Botschafter in Washington, Jacques Pitteloud, stiegen immer wieder positive Rauchzeichen auf. Man sei beim Freihandelsabkommen auf guten Wegen, liess auch der Bundesrat verlauten. McMullen gibt sich selbst nach Davos noch immer unbeirrt positiv. Tatsächlich wirken in den Aussen- wie in den Wirtschaftsressorts beider Staaten keine Anfänger, sondern bestens qualifizierte Spezialisten. Gegenwärtig verfügt die Schweiz über ein Netz von dreissig Freihandelsabkommen mit vierzig Partnern, unter anderem Kanada, Mexiko, Saudi-Arabien, China oder Japan.

Doch ausgerechnet mit den USA steckt die Schweiz in einer Sackgasse. Dabei hoffte man auf Schweizer Seite zuversichtlich, den Amerikanern die Notwendigkeit einer produzierenden Landwirtschaft im Klein- und Gebirgsstaat erfolgreich vor Augen zu führen. Statt eines Agrarfreihandels wären bestimmte Kontingente nebst einem beschränkten Abbau von Zöllen möglich – so wie es mit den südamerikanischen Mercosur-Ländern gelungen ist. Selbst der Handelsbilanzüberschuss der Schweiz dürfte angesichts der vielen Jobs von Schweizer Firmen in den USA kein unüberwindliches Hindernis darstellen. So besteht der Eindruck, dass das Projekt vor allem auf Schweizer Seite harzt.

Gegenüber der *Weltwoche* verspricht der amerikanische Botschafter in Bern, Edward McMullen, nach wie vor Zuversicht. Dabei sei er kein Berufsoptimist, sondern ein durchaus realistischer Geschäftsmann. Für die Bundesräte, die am Davoser Treffen teilnahmen, findet er nur lobende Worte, ebenso für Botschafter Pitteloud. Schon die Hocharrangigkeit der US-Delegation zeige,

dass es der Administration Trump ernst sei mit einem Freihandelsabkommen. Der Präsident der Vereinigten Staaten habe das bilaterale Treffen mit der Schweiz begrüsst und nicht weniger als sechs gleichlautende Bitten anderer Länder ausgeschlagen. Die USA wüssten um die Sonderstellung der Schweiz und würden einem fairen Deal nach wie vor positiv gegenüberstehen.

Doch vom Gesamtbundesrat und von Departementschef Parmelin steht ein entspre-

«Die Klimadiskussion beanspruchte einige Zeit. Mehr als nötig gewesen wäre.»

chendes Verhandlungsmandat noch immer aus. Es wäre jetzt an der Schweiz, aktiv zu werden, hat sie doch laut Auskunft eines Wirtschaftsdiplomaten «weit mehr zu gewinnen als die USA». Erforderlich wäre zudem ein entsprechender Druck parlamentarischer Delegationen auf beiden Seiten. Und vor allem auch ein konkretes Verhandeln mit den Bauernvertretern zwecks Auslotens allfälliger Möglichkeiten, ohne die Schweizer Landwirtschaft zu opfern. «Wer Verhandlungen aus Angst vor dem Scheitern ausweicht, kommt nie zu einem Abschluss», meint ein hochrangiger Diplomat.

Sommaruga belehrt Trump

Für die Schweizer Wirtschaft ist aber auch die frühere Konsumentenschützerin Simonetta Sommaruga alles andere als eine Wunschbesetzung. Sie stand in Davos unter dem erheblichen Druck ihrer Partei, sich dem Weltwirtschaftsforum grundsätzlich zu verweigern. Da ihr als Bundespräsidentin aber die traditionelle Eröffnungsrede zustand, war das nicht gut möglich. Sommarugas Klimabotschaft inklusive Bienenfilmchen fiel beim Publikum und bei den Schweizer Medien ziemlich einhellig durch. Sogar der ihr wohlgesinnte *Blick* vermisste bei ihrer Ansprache das Wort «Schweiz». Der *Tages-Anzeiger* äusserte sich ähnlich («Die Schweiz: existiert nicht in ihrer Rede») und wunderte sich, dass Sommaruga über «nichts anderes» als das Klima sprach. Ihre Flammenwerfer-Rhetorik («The world is on fire») war kaum geeignet, die nationalen Interessen der Schweiz zu verteidigen.

So blieb die versammelte internationale Wirtschaftselite während dieser Rede wohl nur auf ihren Stühlen sitzen, weil diese sonst in Erwartung der nachfolgenden Ansprache von Donald Trump schon besetzt gewesen wären. Sommarugas Alarmismus passt schlecht zur Absenderin, die zum Tausendstel-Promille der privilegiertesten Frauen dieser Welt gehört und sich darum tagelang Gedanken machen konnte, welches feuerrote Kleid sie tragen und welcher Lippenstift farblich dazu passen könnte.

Jedenfalls liess schon ihr Smalltalk vor den Medien, der dem diplomatischen Gipfeltreffen voranging, wenig Gutes erahnen. Donald Trump versicherte, man werde «hauptsächlich über den Handel mit der Schweiz diskutieren». Die Schweiz wolle «eine Vereinbarung treffen, und wir werden sehen, was wir tun können». Hierauf belehrte Sommaruga Trump, dass Ueli Maurer, den er schon kenne, wie jeder «Präsident der Schweiz nur ein Jahr im Amt ist». Darauf hielt sie ein Kurzseminar über Schweizer *diversity*, etwa in Sachen unterschiedliche Landessprachen der verschiedenen Bundesräte. Unerbittlich leitete Sommaruga danach über zur Genderfrage: «Wir haben weibliche, wir haben männliche Präsidenten.» Das sei «sehr gut», erwiderte Präsident Trump unbewegt.

Bald schon kam Sommaruga auf jenes Thema zu sprechen, das für sie «als Umweltministerin jeden Tag auf der Tagesordnung» stehe, nämlich «die globale Erwärmung». Spätestens hier dürfte sich die Stimmung endgültig abgekühlt haben. Jedenfalls bedauerte Botschafter McMullen gegenüber der *Aargauer Zeitung*, dass nur elf Minuten für den Freihandel zur Verfügung standen. «Die Klimadiskussion beanspruchte einige Zeit. Mehr als nötig gewesen wäre.» Dass bei der Behandlung des Freihandelsthemas neben Simonetta Sommaruga auch Guy Parmelin keine ganz glückliche Rolle gespielt hat, blieb länger ein diplomatisches Geheimnis. ○

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch

Die fantastische Welt des Roger Blum

Die Schlussberichte von Radio- und Fernseh-Ombudsmann Roger Blum sind eine rasante Lektüre. Fröhlich setzt er sich über die Regeln der Logik hinweg.

Von Thomas Baumann

Roger Blum, 75, amtiert seit 2016 als SRG-Ombudsmann. Seine Aufgabe beschreibt er so: «Ich sage nur, ob ich eine Beanstandung für berechtigt halte oder nicht» (6110*). Das hindert ihn nicht daran, eine Beanstandung als «widerwärtig» (6094) zu taxieren oder einen Beanstander aufzufordern, er solle sich bei einem SRF-Journalisten «schleunigst entschuldigen» (6041), während ihm das Umgekehrte «nicht im Traum einfällt» (6145). Natürlich «verwahrt» er sich auch «gegen die fortwährende Verunglimpfung von SRF» und weist «Beleidigungen» empört zurück (6019).

Blum versteht sich aber nicht nur als Verteidiger der SRG, sondern auch einer «wehrhaften Demokratie» (6099), deren Gegner, wie er martialisch erklärt, «Anspruch auf Schutz und Toleranz verwirkt» (6099) haben. Gleichzeitig tadelt er einen Beanstander dafür, «dass Sie eine ganze Batterie von Kanonen aufstellen und wie verrückt auf SRF schiessen» (6144). Das ist ihm dann offenbar doch zu wehrhaft.

Er selber geht mit unliebsamen Beanstandern wenig zimperlich um. Da droht er bei «Missbrauch des Beanstandungsverfahrens» (6170) sofort mit «Bussen», obwohl im Radio- und Fernsehgesetz (RTVG) bestenfalls etwas von «Mutwilligkeit» und «Verfahrenskosten» steht, jedoch überhaupt nichts von «Missbrauch» und «Bussen».

Er hat gelacht

Solche juristischen Spitzfindigkeiten halten Blum nicht auf. Am 3. August 2019 hielt er fest: «Satire ist Spott; sie kennt keine Tabus (ausser den Spott auf Kosten von Behinderten, Opfern, Benachteiligten und zentralen religiösen Glaubensinhalten)» (5997).

Als sich ein in seiner Erektionsfähigkeit infolge Prostata-Operation behinderter Mann gegen die unvorteilhafte Charakterisierung eines unerigierten Penis wehrte, galt dieses Tabu offenbar nicht. Die Komödiantin Hazel Brugger habe sich gemäss Roger Blum nicht nur über das männliche Glied lustig gemacht, sondern es auch bewundert, es gleichzeitig lächerlich gemacht und glorifiziert (5706). Wenn dies eine Rechtfertigung sein sollte, dann könnte man damit eine Ethnie in grösster rassistischer Verunglimpfung als «Affen» bezeichnen, solange



Ein für allemal: SRG-Schiedsrichter Blum.

man nur bewundernd anfügt, wie schnell Vertreter dieser Ethnie etwa rennen können.

Roger Blum wäre aber nicht Roger Blum, wenn er nicht alle Zweifel mit einem finalen Argument ein für allemal erledigen würde: «Meine Aufgabe ist es allerdings zu prüfen, ob die Einspielung von Hazel Brugger aufs **Gesamtpublikum** bezogen das Radio- und Fernsehgesetz verletzt.» (Blum liebt es, Stellen in seinen Berichten fett anzustreichen.) «Wenn ich einen solchen Beitrag zu bewerten habe, dann ist der **zuverlässigste Indikator**, wie ich selbst darauf reagiert habe – als Zuhörer, als Mann. Wie nämlich? Ich habe über den Beitrag geschmunzelt, ja gelacht.»

Und damit erübrigt sich jede weitere Diskussion: Roger Blum hat gelacht, und damit hat auch das Gesamtpublikum gelacht, also ist der Beitrag in Ordnung.

Ein weniger vergnügliches Feld ist die Logik. Kein Wunder, mag sich Blum nicht gross damit herumärgern. Er muss «bei einer Beanstandung prüfen, ob die Sendung das Publikum auf irgendeine Weise manipuliert hat, ob sie diskriminierend war, den Jugendschutz

missachtet oder Gewalt verherrlicht hat» (6085). Als ein Beanstander monierte, dass ein Beitrag in der «Tageschau am Mittag» sexuell anstössige Bilder verbreiten würde, meinte der Ombudsmann: «Die Bilder sind für eine Informationssendung gewagt.» Nur um daraufhin festzustellen: «Solche Bilder sind sogar Kindern zuzumuten, wenn nicht, dann müssten Kinder auch dann jedes Mal weggeschickt werden, wenn Bilder von Kriegen oder Katastrophen gezeigt werden» (6179).

Die Logik dieser Argumentation: Da davon auszugehen ist, dass eine weitere Sendung B die Konzession ebenfalls verletzt, verletzt die Sendung A die Konzession nicht.

Mathematisches Problem

Auch bei der AfD, die Blum als «Verächter der Demokratie und der Menschenrechte» (6143) apostrophiert, verlässt den Ombudsmann klarer Geist. Eine SRF-Korrespondentin erklärte den Wahlerfolg der AfD in Thüringen so: «Und dann hilft der AfD die Bevölkerungsstruktur. AfD-Wähler sind in der Tendenz ältere Männer.»

Als einem Beanstander auffiel, dass ältere Männer relativ gesehen weniger oft als jüngere Männer AfD wählen und dafür eher die Partei Die Linke, antwortete der Ombudsmann: Weil es in der Bevölkerung mehr ältere als jüngere Wähler gebe, wählten absolut betrachtet mehr Ältere die AfD als Junge, selbst wenn rela-

Was Roger Blum heute für richtig hält, erklärt er morgen schon wieder für falsch.

tiv gesehen mehr Junge der AfD gegenüber anderen Parteien den Vorzug gäben. Das stimmt, erklärt aber den Wahlerfolg der AfD natürlich überhaupt nicht.

Professor emeritus Blum – er hatte einen Lehrstuhl für Medienwissenschaft an der Universität Bern – scheiterte hier an einem mathematischen Problem auf Niveau untere Sekundarstufe. Und hat dann noch die Chuzpe, den Kommentar der SRF-Journalistin, in dem diese Falschaussage fiel, als «träuf» zu loben.

Ebenfalls in Konflikt mit der Logik kam Blum bei seinem umstrittenen Entscheid zum

Fall der Juso-Präsidentin Ronja Jansen, die sich vom Komiker Michael Elsener sexuell diskriminiert fühlte (6153). Originalwortlaut Jansen: «In der Sequenz werde ich als neue Juso-Präsidentin als «Miss Juso» und «heiss» benannt. Dies ist sexistisch, da es stets Frauen sind, welche auf eine solche Art und Weise auf ihr Aussehen reduziert werden.»

Elsener spielte in seiner Sendung einen fiktiven deutschen Journalisten namens Frank-Walter Froschmeier und interviewte SP-Präsident Christian Levrat, den er mit unsinnigen Fragen, darunter zu Juso-Präsidentin Jansen, auf die Probe stellte. Nun ist es laut SRG-Ombudsmann so, dass Kunstfiguren Immunität geniessen, solange die von ihnen gemachten Aussagen typenkonform sind. Was Frank-Walter Froschmeier angeht, hiess dies für Blum: «Dass ein Deutscher einen Romand für einen Franzosen hält, ist noch einigermaßen plausibel. Aber ist es typisch für deutsche Journalisten, dass sie sexistisch sind?» Diese Frage verneinte er, und damit war die sexistische Aussage der Kunstfigur nicht typenkonform und verletzte das RTVG.

Blum hatte sich dabei von der Formulierung «typisch deutsch» aufs Glatteis führen lassen: Nein, es ist keinesfalls typisch deutsch, wenn ein Journalist sexistisch ist, genauso wenig wie es typisch schweizerisch, französisch oder italienisch wäre. Wenn aber sexistische Stereotypen im Journalismus gang und gäbe sind, wie Jansen behauptet, dann muss sexistisches Verhalten zwangsläufig typisch sein für deutsche, schweizerische oder französische Journalisten – andernfalls würde der postulierte Sexismus im Journalismus nicht existieren.

Von Sexismus keine Spur mehr

Eine andere Person monierte darauf, die Deutschen würden durch die Figur dieses dümmlichen Journalisten beleidigt (6178). Wäre Blum seinem ersten Entscheid gefolgt, hätte er die Beanstandung gutheissen müssen. Stattdessen schwärmte er plötzlich, wie Froschmeier Levrat «auf die Schippe» nahm, und empfand dessen Interview als «sehr vergnüglich» – von Sexismus keine Spur mehr.

Fazit: Was Roger Blum heute für richtig hält, erklärt er morgen schon wieder für falsch. Das zeigt sich auch – letztes Beispiel einer Reihe, die sich noch länger fortführen liesse – bei seinem ambivalenten Verhältnis zur Fäkalsprache: Einerseits «stört» ihn beim Ausdruck «dass SRF keinen Fick auf die Demokratie gibt» die «vulgäre Sprache» (6146); andererseits wirft er einem Beanstander vor, «die Ombudsstelle zu verarschen» (6170).

Bleibt die Frage: Wie sollen sich die Leser seiner Berichte erst fühlen?

*Die Nummern in Klammern bezeichnen die Schlussberichte der SRG-Ombudsstelle, aus denen die Zitate stammen.

Thomas Baumann ist Ökonom und freier Autor.



Rassismus im Mittelalter?

Zeitgeist

Früh-Englisch

Der renommierte Historiker Michael Wood will den Begriff «Anglo-Saxon» aus der britischen Geschichtsschreibung verbannen. Von Rolf Hürzeler

Eine historisch wohldokumentierte Epoche des Mittelalters soll verschwinden – der politischen Korrektheit sei Dank. Absurd, sollte man meinen – ist aber das Fazit einer Historikerdebatte im Vereinigten Königreich und in den USA. Sie ist das jüngste Beispiel des beflissenen Bemühens, sich ja nicht dem Verdacht des Rassismus auszusetzen, auch wenn die historische Redlichkeit darunter leidet.

Der renommierte britische Historiker und Dokumentarfilmer Michael Wood forderte im *BBC History Magazine*, künftig auf den Begriff «Anglo-Saxon» zu verzichten, denn dieser sei rassistisch belastet. Wood begründet seinen Vorstoss zusammen mit Mediävisten wie Mary Rambaran-Olm damit, dass US-amerikanische Spinner mit dem Akronym WASP Unfug treiben: Sie leiten aus «White Anglo-Saxon Protestant» eine angeblich überlegene gesellschaftliche Legitimation gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen her. «Angelsächsisch» ist deshalb laut Wood so sehr «rassistisch belastet», dass der Begriff zu keiner ernsthaften historischen Debatte mehr taugt.

Unbestritten ist indes, dass die Gesellschaft der britischen Inseln zu Beginn des fünften Jahrhunderts vor einem grundlegenden Wandel stand. Die letzten römischen Legionäre zogen sich nach Gallien zurück; Einwanderer aus dem nordeuropäischen Raum zogen nach. Sie stammten aus dem heutigen Deutschland und aus Skandinavien.

Der keltische Schriftgelehrte Gildas der Weise berichtete beispielsweise im sechsten Jahrhundert von «ungläubigen Sachsen, einem Stamm, den Gott und die Menschen hassten». Dabei waren diese Immigranten, wie man sie heute bezeichnen würde, weniger unbeliebt, als man meinen könnte. Einzelne bewaffnete Auseinandersetzungen mit den

Einheimischen sind zwar dokumentiert; ein englisches Nationalbewusstsein im modernen Sinn war indes nicht einmal in Ansätzen auszumachen. Anzunehmen ist, dass sich die Angelsachsen mit der damaligen Bevölkerung vermischt. Bis heute erinnern Grafschaftsnamen wie «Sussex» oder «Essex» an diese kontinentalen Ankömmlinge. Der legendäre «Alfred der Grosse» (849–899) war König der West-Sachsen und bezeichnete sich später als «König der Angelsachsen».

Millionen von Untertanen

Aus Sicht der politisch korrekten Historiker war aber die angelsächsische Etikette schon damals falsch, und heute wäre «Early English» angezeigt. Denn das Land sei nicht nur angelsächsisch geprägt gewesen. Vielmehr lebten Wikinger aus Skandinavien oder Bevölkerungsgruppen keltischer Traditionen neben und mit den

Angelsachsen. Im damaligen England herrschte ein Bevölkerungs- und Sprachenmix, der weit in die Zeit nach der normannischen Invasion 1066 hineinreichte.

Selbst Historiker Wood muss indes einräumen, dass «angelsächsisch» im frühen Mittelalter ein zeitgenössischer Begriff war, etwa mit Blick auf König Alfred. Diese Erkenntnis habe indes angesichts des «grassierenden Rassismus» an den britischen und amerikanischen Hochschulen ausgedient.

Die Polemik hat die Redaktion des *BBC History Magazine* ratlos gemacht, zumal sich das Blatt in der folgenden Nummer mit dem Ende der römischen Herrschaft beschäftigte. Da ist nun von «Angli et Saxones» die Rede. Zumindest den armen Römern kann ja niemand politische Unkorrektheit vorwerfen – es sei denn mit Blick auf ein paar Millionen Untertanen im weitverzweigten Reich.



Falsche Etikette: Forscher Wood.

Öl für die Ewigkeit

Peter Organ, der polnisch-schweizerische Zahnarzt mit Hollywood-Erfahrung, steht plötzlich im Rampenlicht, weil es bei Dreharbeiten am Zürichsee zu einem Schiessunfall kam. Wer ist der Mann? Von Benjamin Bögli

Manchmal geschehen auch Wunder. Als Peter Organ an jenem Nachmittag zusammen mit seinem Vater ein Brillengeschäft in Los Angeles betrat, blickte er hinauf zur Decke und sagte zu sich: «Das ist jetzt mein letzter Versuch. Wenn's nicht klappt, höre ich auf. Gott, hilf mir!» Jetzt lächelt er ein bisschen.

Es ist der Wendepunkt in der Geschichte, die Organ auf die Frage nach seinen ersten Gehversuchen in Hollywood erzählt. Er war vor ein paar Jahren nach Los Angeles geflogen und hatte sich spontan vorgenommen, nicht aufzugeben, bis ihm das Knüpfen einer Verbindung zur Filmwelt gelingen würde. Auf der Strasse und in Bars habe er erfolglos Hunderte von Leuten angesprochen. Im Brillenladen, dessen Auslage so aussah, als ob Elton John Stammkunde wäre, klappte es schliesslich. Der Besitzer brachte ihn mit einem Produzenten zusammen. Organs Höhepunkt beim Film ist bislang eine längere Kampfszene in «Kill' em All» mit Actionstar Jean-Claude Van Damme. Er nennt ihn «JC».

Im Moment kriegt der schweizerisch-polnische Doppelbürger gerade die Schattenseiten des Geschäfts zu spüren. Die kalifornische Sonne ist im schwyzerischen Feusisberg, wo wir ihn in seinem Lieblingsrestaurant «Doppio Gusto» treffen, weit weg und Organ tief betrübt. Am 18. Januar kam es bei den Dreharbeiten zu seinem ersten selbstproduzierten Actionfilm «Smokers» in einer Bar in Rapperswil-Jona am Zürichsee zu einem Schiessunfall. Im Pump-Action-Gewehr, das für die Szene verwendet wurde, befanden sich zwar Platzpatronen; trotzdem wurden zwei Statisten getroffen und mussten mit Beinverletzungen das Spital aufsuchen.

Nun beschäftigen sich die Behörden mit dem Fall. Da es sich um eine amerikanische Produktionsfirma handelt, könnte es juristisch kompliziert werden. Peter Organ sieht seine weitere Karriere im Filmgeschäft bedroht. Es belastet ihn auch, dass so etwas ausgerechnet bei Dreharbeiten mit ihm, der sich mit Waffen sehr gut auskennt, passieren konnte. «Es ist ein Schock», sagt er, «wir bedauern alle sehr, was geschehen ist. Zuallererst hoffe ich, dass es den Verletzten bald bessergeht.»

Nachts malt er

Das Leben von Peter Organ, 44, verheiratet, Vater von zwei Kindern, ist ungewöhnlich und in dieser Kombination wohl einzigartig: Neben seinen Aktivitäten als Schauspieler – meistens



«Ich suche das Aussergewöhnliche im Leben»: Filmproduzent, Zahnarzt und Autor Organ.

mimt er Schurken – und Filmproduzent arbeitet er als Zahnarzt in der Gemeinschaftspraxis seiner Mutter im zürcherischen Hittnau, betreibt Kampfsport, hat zwei Gruselromane veröffentlicht und ist Mitglied des Jagd- und Schützenvereins Selgis in Muotathal. Und er

malt leidenschaftlich gern – Öl auf Leinwand. Acrylfarben verblassten nach einer gewissen Zeit, erklärt er, Öl sei für die Ewigkeit. Kreativ werde er jeweils nachts zwischen ein und vier Uhr, weil er nur wenig Schlaf brauche. Seine Lieblingssujets sind Autos. Er selber fährt ne-

ben einem gesponserten Maserati Quattroporte einen 808 PS starken Dodge Challenger SRT Hellcat Redeye («Bei voller Belastung ist der Tank in elf Minuten leer»). Organ malt aber auch Filmhelden.

Diese porträtiert er nicht ganz ohne Hintergedanken. Seine Bilder seien im Filmgeschäft gewissermassen ein Türöffner. Er bringe den Stars mit den Gemälden eine aussergewöhnliche Wertschätzung entgegen, wodurch wichtige Kontakte entstehen könnten. Es gibt ein Video, das einen begeisterten Van Damme bei der Bildübergabe mit Organ zeigt. JC und er seien Freunde geworden. Van Dammes Rat an den Hollywoodneuling? «Was auch immer passiert, mach das Beste daraus.» Auch Charlie Sheen und Dolph Lundgren überraschte er schon mit einem Porträt.

Seit etwa einem halben Jahr arbeitet er an einem Bild von Sylvester Stallone, das sein bisher grösstes Kunstwerk wird: 140 Zentimeter breit und zwei Meter hoch. Eine Gelegenheit, es dem Oscar-Preisträger zu überreichen, könnte sich durch seinen neuen, in der Schweiz und in Rumänien gedrehten Film «Smokers» ergeben. Regie führt Louis Mandylor, der in Stallones letztem Film «Rambo: Last Blood» (2019) mitspielte.

«Ich bin kein Gangster!»

Organ ist ein ruhiger Typ, freundlich, mit trockenem Humor. Sein Markenzeichen ist sein grimmiges Gesicht. «Es ist Fluch und Segen gleichzeitig», sagt er und hebt für einmal die Stimme. Durch dessen Zusammenspiel mit seiner bulligen Postur und dem osteuropäischen Akzent («In der Schweiz spricht man von Akzent, in den USA denkt man an Schwar-

«Polen hat aus mir einen Arzt gemacht, die Schweiz ist meine Heimat.»

zenegger!») wirkt er wie ein aus dem Drehbuch entsprungener Film-Finsterling. Er hat sich damit abgefunden. Schliesslich brachte ihm sein markantes Äusseres eine erste Rolle in einer polnischen Krimiserie. Es kränkt ihn aber, dass er deswegen nach dem Unfall auf dem Set auch im richtigen Leben zum Bösewicht gemacht wird. «Ich sehe zwar gefährlich aus, bin jedoch ein lieber Mensch und sicher kein Gangster!», beteuert er. Schliesslich sei er als Mediziner dem hippokratischen Eid verpflichtet.

Organ zündet sich eine Zigarette an. Er raucht die schmalen, langen Vogue lilas. Jene Marke also, die vorzugsweise von Frauen gekauft wird. Auf die Bemerkung hin, wie das denn zu seinem *tough guy*-Image passe,



«Mach das Beste daraus»: mit Van Damme bei der Bildübergabe.

schmunzelt er und sagt: «Lustigerweise sind die derzeit auch in Kampfsport- und Bodybuilder-Kreisen angesagt.»

Bis jetzt war Organ an sechs amerikanischen Actionfilmen und zwei polnischen Serien als Schauspieler oder als *executive producer*, sprich: Geldbeschaffer beteiligt. Das ist bemerkenswert, weil er, als sein Hollywoodabenteuer im Brillenladen begann, bereits 38 Jahre alt war. Organs Wirken in der Entertainment-Welt ist eine Mischung aus kindlicher Begeisterung für seine Actionhelden und dem eisernen Willen, es im Land der unbegrenzten Möglichkeiten zu schaffen. Den Zahnarztberuf, der ihm ein sicheres Einkommen garantiert, empfindet er als sinnvoll, weil er anderen Menschen helfen könne. Doch sei es halt ein Nullachtfünftehn-Job. «Ich suche im Leben das Kreative, das Aussergewöhnliche.»

Vielleicht möchte der strenggläubige Katholik – sein Vater ist halb Pole, halb Ire, seine Mutter Polin – auch einfach allen beweisen, was er draufhat.

Harziger Start in der Schweiz

Er kam als Zweijähriger mit seiner Familie, die aus Polen vor dem Kommunismus flüchtete, in die Schweiz. Die Kindheit in Uster im Zürcher Oberland sei hart gewesen, erzählt Organ. Trotz des angesehenen Berufes seiner Eltern – beide Mediziner – hatten sie praktisch nichts, als sie hier ankamen. Er, Peter, konnte nur polnisch, der Vater und die Mutter arbeiteten.

Das Akademiker-Einzelkind mit dem Hauschlüssel um den Hals spürte auch Fremdenfeindlichkeit: «Wir waren die Polacken, die anderen wollten nichts mit uns zu tun haben.» Die Integration funktionierte nicht richtig. «Heute ist das durch die Multikulturalität zum Glück besser», sagt er. Organ besuchte die Sekundarschule, versuchte es vergeblich am Gymnasium und begann eine Bauspenglerei, die er nach einem Unfall, bei dem er einen Teil seines Daumens verlor, abbrach. In den USA machte er danach einen Highschool-Abschluss.

Zum ersten Mal richtig akzeptiert in der Schweiz fühlte er sich als Mitrailleur in der Rekrutenschule. «Dort konnte ich zeigen, was in mir steckt, und die Leute respektierten mich», sagt Organ. Im Militär wurde er zum Schweiz-Fan. Nicht zuletzt auch deshalb, weil der Staat jedem Soldaten erlaubt, die Armeewaffe mit nach Hause zu nehmen. «Für mich ist das ein Zeichen dafür, dass die Schweizer Regierung ihren Bürgern voll vertraut.»

Sein amerikanisches Schuldiplom erlaubte es ihm später, in Polen Zahnmedizin zu studieren. Dort lernte er auch seine Frau Inga kennen, eine Ärztin mit

polnischen und lettischen Wurzeln. Mit ihr, der anderthalbjährigen Tochter und dem fünfjährigen Sohn wohnt er heute in einem Einfamilienhaus in Feusisberg. «Polen hat aus mir einen Arzt gemacht, die Schweiz ist meine Heimat», sagt er. Wie es in Amerika weitergeht, weiss er im Moment nicht.



Peter Organ: Hunger – Die Bestie in mir. Novum, 422 S., Fr.23.90



Die Welt war nicht genug

Mit seinen Teleskopen und Gedanken stiess der Glarner Astrophysiker Fritz Zwicky in namenlose Winkel des Universums vor. Der Raumfahrtpionier wirkte in den USA, bekämpfte die Nazis und entdeckte die dunkle Materie. Ein neues Buch würdigt das «Aussenseiter-Genie» aus Mollis. *Von Beat Gygi*

Schweizer Entwicklungshilfe für die USA – das tönt seltsam, aber wenn man die Karriere des Glarner Physikers Fritz Zwicky anschaut, muss man sagen: Fast unglaublich, welche Impulse dieser kantige Typ der Welt und vor allem auch Amerika gebracht hat. Er trieb Umwälzungen in der Astronomie voran, half Raketen ins All bringen, formulierte eine Art Universalrezept für Innovation und Problemlösung, beriet Militärs, inspirierte Friedrich Dürrenmatt, brachte dem Skisport die Kurzsquis, dachte an eine Weltraumregulierung und vieles mehr. Die Marke Zwicky erlebt in den USA gerade eine Auffrischung, nachdem der amerikanische Wissenschaftsautor John Johnson in seinem neuen Buch «Zwicky» den eigenwilligen Schweizer Wissenschaftler und dessen Karriere auf 370 Seiten porträtiert hat.

Ausgangspunkt für Johnsons Buch ist die Entwicklung des Industrieriesen USA. Um die Jahrhundertwende 1900 hatte das Land eine Spitzenposition erungen in Industrie, Transportwesen und Städtebau – war aber provinziell geblieben auf dem Gebiet der Physik. Neue Entdeckungen, etwa Erkenntnisse über Unsichtbares wie Röntgenstrahlung, stammten vor allem aus Europa. Die Disziplin Physik wurde in den USA damals zuerst an der Ostküste aufgebaut, in den 1930er Jahren verschob sich der Schwerpunkt dann an die Westküste. Und die Karriere des Energie- und Intellektbündels Fritz Zwicky war Teil davon.

Erstbegehungen im Glärnischmassiv

Die wichtige Wendung in Zwickys Lebensgeschichte erfolgte im Sommer 1925, als er als Assistent des herausragenden Physikprofessors Paul Scherrer an der ETH Zürich von der US-amerikanischen Rockefeller-Stiftung ein Angebot für einen Stipendiatsaufenthalt in den USA erhielt: An welche Hochschule er wolle? «An einen Ort, wo es Berge gibt», sagte Zwicky, der ein versierter und leidenschaftlicher Bergsteiger war. So kam er im September 1925 im California Institute of Technology (Caltech) in Pasadena bei Los Angeles als Gast an – wobei ihm, der sich vorher im Glärnisch-

massiv mit Erstbegehungen profiliert hatte, die Berge nicht sehr schwierig vorkamen. Da lag auch der Mount Wilson, der mit seinem grossen Teleskop jahrzehntelang Astronomiegeschichte geschrieben hatte, die später vom Caltech am Mount Palomar fortgesetzt wurde.

Aus Zwickys Stipendium wurde schliesslich eine lebenslange Anstellung, er blieb am Caltech, zunächst als junger, aufstrebender Physiker, bis er sich nach einigen Jahren aufs Gebiet der Astrophysik und Astronomie verlegte – quasi dazu verknurrt durch den Caltech-Chef Robert A. Millikan. Die Astrophysik brachte Zwicky neue Karrierechancen, die er dank seines starken Intellekts und Selbstbewusstseins, auch seiner treffsicheren Intuition, eindrücklich in Erfolge umsetzte.



Treffsicher: Zwicky.

Friedrich Dürrenmatt verewigte ihn als Möbius in seinem Stück «Die Physiker».

Gleich auf den ersten Seiten seines Buches greift Johnson diese wichtige Zeit auf: eine wissenschaftliche Konferenz an der Stanford University von Ende 1933, an der Zwicky eine Art Durchbruch gelang. Zusammen mit seinem deutschen Kollegen Walter Baader präsentierte der 35-jährige Assistenzprofessor an der Tagung die Hypothese, dass die damals intensiv debattierte kosmische Strahlung von Supernovae stamme, umgangssprachlich gesagt: von explodierenden Sternen, die sich am Ende ihres Lebens brennstoffmässig ver-

ausgaben und danach zu massenreichen Neutronensternen zusammenfielen. Es war eine überaus kühne, keineswegs im damaligen Mainstream liegende These, die erst mit der Sichtung von Supernovae und mehr als drei Jahrzehnte später mit der Entdeckung von Neutronensternen gestützt werden konnte. Zwicky lag richtig.

Kurz zuvor hatte er in der Physik einen noch dickeren Nagel eingeschlagen, als er im Februar 1933 in der Zeitschrift *Helvetica Physica Acta* das Thema behandelte, dass das Licht von Emissionsquellen (Nebeln) ausserhalb der Milchstrasse ins Rötliche neigt (Rotverschiebung). Aus der Beobachtung der Bewegungen von Sternen und deren Masse in Coma-Nebelhaufen schloss er, grob gesagt: Es muss noch etwas da sein, was man nicht

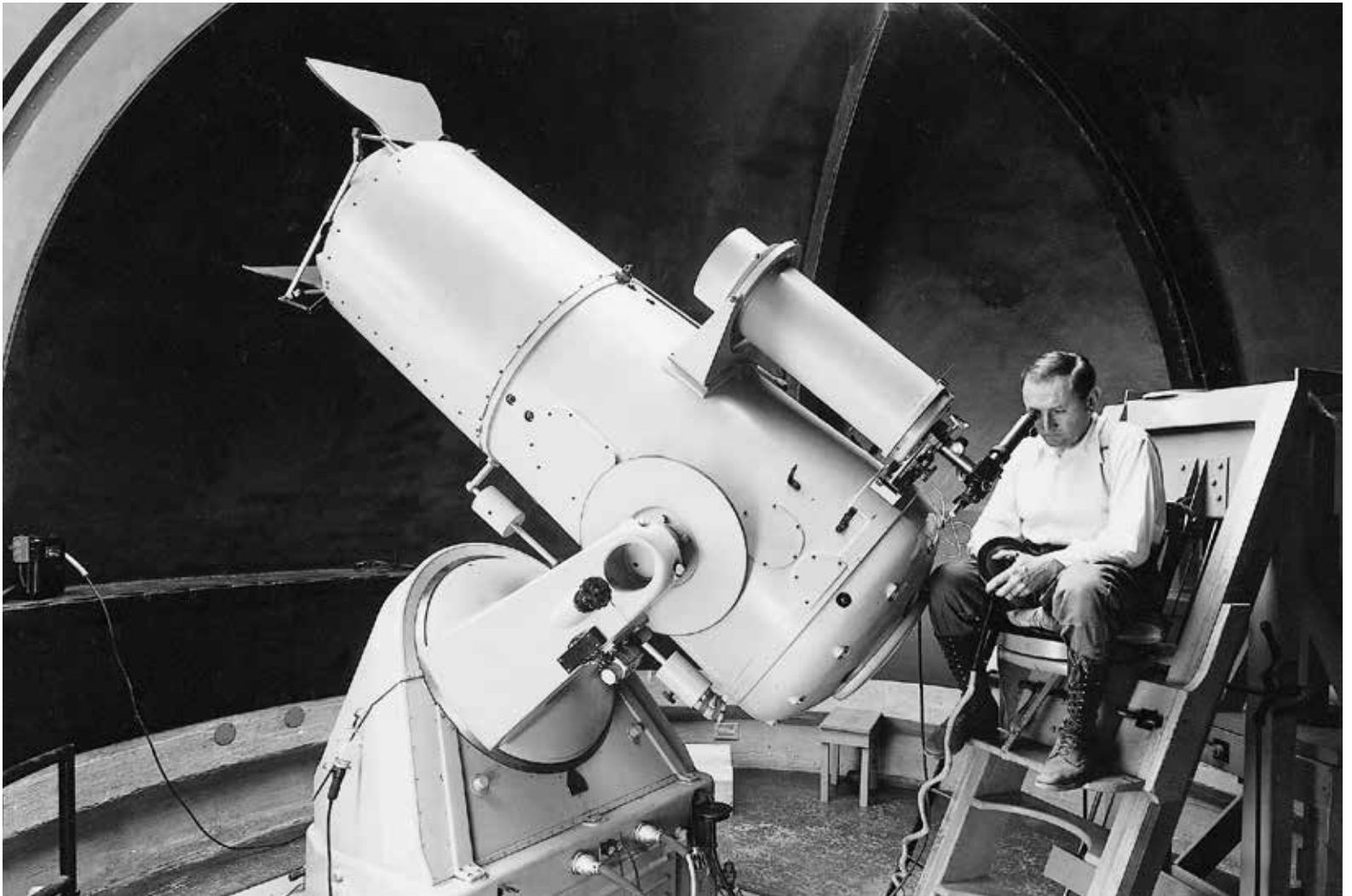
sieht, aber dennoch Anziehungskräfte ausübt. Er nannte dieses Unsichtbare «dunkle Materie», deren Gravitation auf die Lichtquellen, die Sterne, wirke. Die dunkle Materie könne in viel grösserer Dichte vorhanden sein als leuchtende Materie. Zwicky gilt als Vater der dunklen Materie, die heute noch die Forschung intensiv beschäftigt.

Wie kam er an die Front der Wissenschaft? Zwicky wurde 1898 im bulgarischen Warna als Bürger von Mollis GL geboren, sein Vater war Kaufmann, und als Sechsjähriger kam Fritz zu seinen Grosseitern nach Glarus, wo er aufwuchs und die Schulen besuchte. Im Buch «Fritz Zwicky, Astrophysiker» von 2008 beschreiben die Autoren Alfred Stöckli und Roland Müller zahlreiche Einzelheiten aus seiner Jugendzeit, zum Beispiel, wie Zwicky als Klassenprimus und superintelligente, selbstbewusste Führungsnatur herausragte, an der Zürcher Industrieschule (Vorläufer der Mittelschule) und dann im Physikstudium an der ETH leistungsmässig glänzte, an der Schlussprüfung den Experten in Verlegenheit brachte, daneben das Bergsteigen auf hohem Niveau betrieb und immer auch die Kameradschaft pflegte. 1922 promovierte er beim berühmten Paul Scherrer in Naturwissenschaften und blieb da bis eben 1925, als der Ruf aus Amerika kam.

Obwohl er sein Leben lang bis zur Emeritierung am Caltech blieb, wurde Zwicky nie ganz Teil von Amerika. Er blieb bei seinem Englisch mit schweizerdeutscher Färbung in der Aussprache. Die erste Ehe mit der aus guter Familie stammenden Dorothy Vernon Gates, die er 1932 geheiratet hatte, wurde 1941 geschieden. Ihre Vorstellungen vom Familienleben und von der christlichen Religion waren zu unterschiedlich gewesen.

Morphologie der Triebwerke

Zwicky lehnte auch die amerikanische Staatsbürgerschaft ab, weil er eine Doppelbürgerschaft als unehrlich empfand; und die schweizerische hielt er für überlegen wegen der Klausel, dass in den USA ein Eingebürgerter nicht Präsident werden könne. Sollte er in die Schweiz zurückkehren? Die ETH Zürich betrachtete er immer als begehrenswerten Wirkungsort. Eine Anfrage der Universität Zürich 1928 für eine Assistenzprofessur führte nicht zum Erfolg. Er blieb der berühmte Auslandschweizer und 1942 wurde er am Caltech ordentlicher Professor für Astrophysik.



Es muss noch etwas da sein, was man nicht sieht: Astrophysiker Fritz Zwicky am Schmidt-Teleskop in Kalifornien, 1930er Jahre.

Während des Zweiten Weltkriegs wurde Fritz Zwicky durch den Zivilschutz für Kalifornien in Anspruch genommen. Er wandte sich auch mit Ratschlägen zur Kriegführung gegen die Nazis an die amerikanische wie auch an die britische Regierung. Von 1943 bis 1949 war er wissenschaftlicher Direktor der Aerojet Engineering Corporation, um die Entwicklung von Raketenantrieben voranzubringen. Da ihm das Gebiet fremd war, wandte er eine Methode zur gesamtgesellschaftlichen Herangehensweise an, die er entwickelt hatte: die Prinzipien des morphologischen Denkens und Vorgehens, zusammengefasst in seinem Bericht über die Morphologie der Triebwerke. Unter seiner Leitung wurden Feststoffraketen entwickelt.

Nach Kriegsende reiste Zwicky in offizieller Mission des US-Militärs nach Europa und analysierte unter anderem die deutsche Raketenforschung um Wernher von Braun. Raumfahrt rückte in den Vordergrund. Zwicky begann sich mit der «Bewohnbarmachung des Planetensystems» zu befassen, und 1950 tauchte er in einem Hollywoodfilm, «Destination Moon», selber kurz auf. 1957 gelang seiner Gruppe mit einem Vorläufer der späteren grossen US-Raketen der Schuss ins extraplanetare All, dies nur Tage nach dem Start des russischen Sputnik-Satelliten.

1947 heiratete er seine zweite Frau, Margarita Anna Zürcher-Zwicky, die er auf seiner Reise in der Schweiz kennengelernt hatte, sie erhielten drei Töchter und bis zu seinem Tod 1974 war die Familie oft in der Schweiz, wo Zwicky sich auch mit hohen Politikern vernetzte.

Was war für Zwicky eigentlich das wichtigste im Leben? Wir fragen Alfred Stöckli, Mitautor des Buches von 2008 über Zwicky und langjähriger Kenner und Betreuer der Materialien, Präsident der 1972 gegründeten Zwicky-Stiftung und Betreuer der 2019 organisierten Ausstellung über den genialen Glarner in Mollis. All diese Informationen inklusive Buch sind von Johnson in seinem neuen Buch weitgehend übernommen und um die US-Aspekte ergänzt worden. Stöckli sagt: «Zwicky wollte eigentlich als Schweizer in der Schweiz eine grosse Wissenschaftskarriere an der ETH machen.» Dann sei er aber doch bei der Astrophysik und den grossen Teleskopen am Caltech geblieben.

Gegen die «Verpfuschung der Welt»

«Zum anderen», so Alfred Stöckli, «wollte Zwicky im Alter unbedingt die Morphologie verbreiten.» Als Methode zum Lösen der grossen Probleme, zum Verhindern der «Verpfuschung der Welt». Friedrich Dürrenmatt

habe er sehr beeindruckt mit seinen Sorgen und Visionen, und Zwicky sei im Stück «Die Physiker» als Möbius verewigt worden, der sich in die Irrenanstalt rettet, um die Apokalypse zu verhindern. Wie stand Zwicky zur Demokratie? Interessante Frage, meint Stöckli. Einerseits sei Zwicky ein urschweizerischer Demokrat gewesen, andererseits aber der Meinung, dass am besten eine Elite von Experten die Geschicke der Welt führen sollte, mit Hilfe der Morphologie.

Alfred Stöckli ist als Betreuer des Zwicky-Schatzes am richtigen Platz, er hat als Assistent am Lehrstuhl für Betriebswissenschaften der ETH lange Zeit die Morphologie betreut und will Zwickys Vorstellungen nächstens in einem Buch zusammenfassen. Die Marke Zwicky wurde in der Astronomie für Verschiedenes geehrt (Sterne, Zwicky-Cluster, Mondkrater, Zwicky-Box), und 2019 wurde die neuste Beobachtungsinstallation auf Mount Palomar nach ihm benannt: «Zwicky Transient Facility». So sieht nachhaltiger Know-how-Transfer aus.

John Johnson Jr. Zwicky: The Outcast Genius Who Unmasked the Universe. Harvard University Press, 2019.

Alfred Stöckli, Roland Müller: Fritz Zwicky, Astrophysiker, NZZ Libro, 2008.



Brückenschlagen zwischen den Bedürfnissen: CS-Präsident Rohner, Google-CEO Pichai, Microsoft-Gründer Gates (v.l.).



Förderung der Toleranz: Facebook-Pionier Zuckerberg, UBS-Konzernchef Ermotti, Tesla-Gründer Musk (v.l.).

Kraft des Guten

Multinationale Konzerne sind die Sündenböcke unserer Zeit. Zu Unrecht. Ihre Leistung wird massiv unterschätzt.

Von Tyler Cowen

Aus Sicht der Kunden sind die grossen multinationalen Konzerne in der Regel die Unternehmen, welche die strengsten Marktprüfungen in Sachen Preis, Qualität und Verlässlichkeit bestanden haben. Nicht jeder Multinationale leistet immer gute Arbeit (wie der Volkswagen-Emissionsskandal beweist). Aber die meisten bieten den Konsumenten Bemerkenswertes. Man denke nur an die Vielfalt, die Amazon bietet, die Verlässlichkeit von Toyota-Autos (inklusive der umweltfreundlichen Hybridfahrzeuge) oder Airbus-Flugzeugen. Dank Google kann jeder in aller Welt das Web nach fast allem durchsuchen, was das Internet zu bieten hat.

Multinationale sind führend, was innovative Produkte betrifft. Die Rede ist hier nicht

nur von Teslas Elektroautos und den einfach zu benutzenden Online-Zahlungsdiensten von Stripe. Auch kleinere innovative Unternehmen streben oft an, gross und multinational zu werden, was nicht heisst, dass ihnen das auch immer gelingt.

Grosskonzerne, vor allem international tätige, zahlen in der Regel höhere Löhne und bieten ihren Angestellten bessere Leistungen und Aufstiegsmöglichkeiten, was in der Schweiz ganz offensichtlich ist. Das ist besonders wichtig in einer Zeit, da in vielen OECD-Ländern die Löhne stagnieren. Was nun den Einfluss multinationaler Konzerne und ausländischer Investitionen auf ärmere Länder mit tieferen Löhnen betrifft, so führt ein solcher unbestreitbar zu Lohnsteigerung, der Ausbildung von Arbeits-

kräften, der Migration vom Land in die Städte und zur Entwicklung von Infrastrukturen.

Hat man multinationale Konzerne im Land, funktioniert auch der Trickle-down-Effect. In multinationalen Unternehmen gibt es feinaustarierte Praktiken, was Anstellung, Entlohnung, die Organisation der Produktion und viele andere Aspekte der Unternehmensführung betrifft. Auch wenn das nicht auf alle Multinationalen zutrifft: In der Regel zeichnen sich grosse multinationale Unternehmen durch Erfolg und Umsatzwachstum aus, weshalb es meist relativ gut geführte, erfahrene Organisationen sind. Einheimische Firmen lernen von den Multinationalen und stellen oft Angestellte und Chefs an, die in Unternehmen, die weltweit top sind, Erfahrungen ge-



Rolle in der Weltgeschichte: Roche-CEO Schwan, Toyota-Geschäftsführer Toyoda, Nestlé-Chef Schneider (v.l.).



Bemerkenswerte Vielfalt: Glencore-CEO Glasenberg, Nokia-Präsident Suri, Apple-Chef Cook (v.l.).

sammelt haben. Diese Vorteile wirken sich dann auch auf die lokale Geschäftswelt aus, und dadurch steigt bei vielen kleineren einheimischen Unternehmen die Produktivität. Multinationale sind auch wichtige Kanäle für den internationalen Handel, nicht nur durch direkte Käufe von und Verkäufe an andere Unternehmen, sondern auch durch internen Transfer. Ökonomen bezeichnen das als «firmeninternen Handel». So kann Samsung beispielsweise Werkstücke aus einem vietnamesischen Lager in eine koreanische Fabrik, also von einer Samsung-Tochtergesellschaft an eine andere, versenden. Bei einem solchen Vorgang kommen Effizienz und Sicherheit des internationalen Handels voll zum Tragen, doch in den üblichen Handelsstatistiken taucht dieser nicht auf. Über firmeninternen Handel wird nicht viel geredet, aber nach manchen Schätzungen macht er ein Drittel des Welthandels aus.

Multinationale tragen auch zur Verbreitung von Good Governance in aller Welt bei, besonders durch den Wettstreit von Nationen um ausländisches Kapital. In Singapur beispielsweise begriff man schon früh, dass man verläss-

liche Gesetze und Regelungen brauchte, wenn man für ausländisches Kapital attraktiv sein wollte. Deshalb ist Singapur heute ein Ballungszentrum für multinationale Unternehmen. Die Veränderungen, die nötig waren, um solche Unternehmen anzuziehen, haben sich aber ganz allgemein zum Vorteil der Bewohnerinnen und Bewohner von Singapur und der dortigen Geschäftswelt ausgewirkt. Abgesehen

Die Vorstellung, Multinationale seien ein Produkt der reichsten Länder, ist heute überholt.

von den Erdölländern, hat Singapur eines der höchsten Pro-Kopf-Einkommen der Welt, wobei ein Grossteil dieses Wachstums ausländischen Direktinvestitionen zu verdanken ist.

Auch der Technologietransfer ist wichtig, insbesondere derjenige nach China in den letzten Jahren. China hat sein Schnellbahnnetz deshalb aufbauen können, weil ihm die entscheidenden technischen Möglichkeiten unter anderem durch die deutsche Firma Siemens vermittelt worden sind. Viele Staaten-

lenker und andere Menschen im Westen klagen, wie unfair dieser Technologietransfer sei und dass er nicht immer mit der gebührenden Respektierung geistigen Eigentums erfolge. Doch sei daran erinnert, dass ohne Technologietransfer das chinesische Wirtschaftswunder – der beeindruckendste Wachstumschub, den die Welt je gesehen hat – sich nie so positiv auf mehr als eine Milliarde Menschen hätte auswirken können.

Kommerzieller Pazifismus

Bemerkenswert ist auch, dass über 80 Prozent der Bevölkerung des afrikanischen Kontinents ein Handy oder gar ein Smartphone besitzen. Diese Geräte ermöglichen vielerlei Geschäfte und helfen Familien und Freunden, den Kontakt aufrechtzuerhalten und Erlebnisse auszutauschen. Das wäre nie möglich gewesen ohne die Leistungen von Nokia, Apple und anderen Multinationals wie Samsung, der die entsprechenden Computerchips herstellte, und ohne den Versand der Werkstücke durch das Logistikunternehmen Maersk.

Im letzten Jahrzehnt hat sich auch das Gesundheitswesen bemerkenswert verbessert, in

erster Linie durch die einfachere Zugänglichkeit zu Impfstoffen und Antibiotika in Afrika, Südamerika und anderen Regionen. Auch in diesem Fall waren die Multinationale von entscheidender Wichtigkeit aufgrund der Entwicklung und Verbreitung vieler dieser biomedizinischen Errungenschaften, freilich oft mit Unterstützung von Regierungen, Hilfsorganisationen und NGOs.

Die Multinationale fördern das Gesundheitswesen aber auch auf andere Weise, nämlich indem dank ihnen grosse Vermögen angehäuft werden, die dann wohltätigen Zwecken zugutekommen. Die Bill & Melinda Gates Foundation beispielsweise hat zur Verbesserung des Gesundheitswesens in Afrika beigetragen, und dieses Geld stammt natürlich aus den Einnahmen von Bill Gates durch sein multinationales Unternehmen Microsoft. Viele Multinationale legen auch Wert darauf, lokal zu investieren, nur schon zur Förderung des Goodwills und ihres Ansehens in der Gemeinschaft.

Wenn Krieg die grösste Geissel der Menschheit ist, dann sind die Multinationale eine der Interessengruppen, die mit grösster Sicherheit gegen Konflikte zwischen Ländern sind. Natürlich tun sie das zum Teil aus egoistischen Gründen, also zum Zweck der Gewinnmaximierung, aber es gibt noch viel tiefer liegende Gründe: Besitzer, Leiter und Angestellte multinationaler Konzerne haben ein grösseres Verständnis für die Sichtweisen fremder Länder und können sich ihrer internationalen Erfahrungen wegen besser vorstellen, was für Zerstörungen ein Krieg in einem anderen Land anrichten kann.

Die Vorstellung, Multinationale seien ein Produkt der reichsten Länder der Welt, ist heute überholt. Mexiko hat erfolgreiche multinationale Nahrungsmittel- und Zementunternehmen; chinesische Technikfirmen und Massenzahlungsunternehmen gibt es mittlerweile in aller Welt; und die Ethiopian Airlines gehören heute zu den wichtigen Akteuren im internationalen Luftverkehr.

Es gibt zu viel Kritik an den Multinationale, als dass man sie einfach so vom Tisch wischen könnte, aber in den meisten Fällen wird sie aufgeplustert durch die Tendenz der Medien, schlechten Nachrichten mehr Bedeutung beizumessen. Früher lautete der Vorwurf, die Multinationale führten dazu, dass die amerikanische Kultur die ganze Welt erobere. Heute aber sind China, Indien und andere im Vormarsch, und die amerikanische Kultur befindet sich eher auf dem Rückzug.

In letzter Zeit gelten vor allem die amerikanischen Technologieunternehmen als Bösewichte, und manche Bedenken wegen der Manipulation von Nachrichten und der Verletzung der Privatsphäre sind durchaus berechtigt. Doch was Google und die sozialen Medien in Sachen Kommunikation, Forschung und

soziales Netzwerk an Vorteilen bringen, ist enorm, und fast jede neue Kommunikationsmethode hatte anfänglich mit Kinderkrankheiten zu kämpfen. Dem allgemeinen Gerede zum Trotz möchten die wenigsten zu einem Prä-Internet-Zeitalter zurückkehren. Angesichts von Problemen wie Hacking, Schutz der Privatsphäre und Nachrichtenmanipulation, mit denen sich Technologieunternehmen konfrontiert sehen, haben gutkapitalisierte, über Unmengen von Talenten verfügende Multinationale wie Facebook die besten Chancen, diese Probleme zu lösen.

Verletzliche Interessengruppen

Weil Multinationale in so vielen verschiedenen Umfeldern tätig sind und so viele verschiedene Individuen beschäftigen, tendieren sie dazu, Toleranz, interkulturelle Kontakte, Mehrsprachigkeit und, wie bereits erwähnt, den Weltfrieden zu fördern. Was die Schweiz betrifft: Der Erfolg multinationaler Unternehmen wie Nestlé, Roche oder UBS wird oft darauf zurückgeführt, dass sie global das anwenden, was sie über Jahrzehnte im eigenen Land

Die wirtschaftliche Entwicklung führte zu einer kulturellen Blütezeit überall in Europa.

gelernt haben, besonders durch das Brückenschlagen zwischen den Bedürfnissen verschiedener Kantone, Bevölkerungs- und Einwanderergruppen. Ausserdem werden die Rechte von Homosexuellen und gleichgeschlechtliche Partnerschaften in multinationalen Unternehmen eher respektiert als in Millionen kleiner Firmen überall auf der Welt. Multinationale tendieren auch dazu, die multilateralen Institutionen der Welt zu unterstützen wie auch die Idee einer freien und wohlgeordneten globalen Regelung von Handel, Investitionen und Migration.

Ein weiterer Vorwurf lautet, multinationale Unternehmen kontrollierten und drangsalieren die ärmeren Länder der Welt. Tatsächlich sind Multinationale oft relativ verletzliche Interessengruppen, die in den meisten ihrer Aussenposten nur beschränkte einheimische Unterstützung geniessen. Uber, Facebook und Google haben China aufgegeben; die EU will den amerikanischen Technologieunternehmen nach wie vor an den Kragen gehen; Indien hat Walmart im Detailhandel zurückgebunden; und in vielen Schwellenländern lässt man die regulatorischen Muskeln spielen und verweist ausländische Multinationale auf die unteren Ränge in der einheimischen Wirtschaft. Eher schon könnte man von einem Wiedererstarken von Nationalismus, unternehmerischer Gefühlsduselei und der Einrichtung nationaler Grenzen gegen Aussenseiter reden, was meiner Meinung nach selten von Gutem ist.

Es gibt vereinzelt Fälle, in denen Multinationale zu viel Fremdeinfluss im schlechten Sinn ausgeübt haben: So mischten sich Ölfirmen in die Politik afrikanischer Staaten ein, betrieben Bestechung, um Konzessionen zu bekommen, und tolerierten oder förderten gar die Korruption von Regimes.

In vielen anderen Fällen jedoch empfinden Multinationale fremde Umfelder als zu schwierig, um darin tätig zu sein – eben weil sie nicht das Sagen haben. So haben amerikanische Multis sich vor einiger Zeit aus Haiti zurückgezogen, unter anderem weil die Elektrizitätsversorgung und die Strassen zu schlecht waren, der Hafen am Verfall, das Gerichtswesen mangelhaft und Verbrechen zu häufig waren. Man kann Haiti nicht als starkes Land bezeichnen, aber es ist den Multinationale nicht gelungen, es zu kontrollieren.

Oasen der Stabilität

Es ist interessant, Multinationale und ihre Rolle im grossen Ganzen der Weltgeschichte zu betrachten. Als auf das Mittelalter die Renaissance folgte, stieg der nationen- und regionenübergreifende Handel an; multinationale Händler und Financiers förderten die Genesung Europas und seine wirtschaftliche Integration. Dieser wirtschaftliche Entwicklungsprozess führte zu einer mehrere Jahrhunderte anhaltenden kulturellen Blütezeit überall in Europa. Die Bösewichte in dieser Geschichte, der Erste und der Zweite Weltkrieg, machten die zuvor erfolgte Globalisierung teilweise zunichte, und die Erholung von den beiden Weltkriegen fiel zusammen mit einer neuen Globalisierung, die wieder zu einem guten Teil von den Multinationale vorangetrieben wurde.

Wir stehen heute an einem Punkt, an dem die nationale Politik weniger sicher und vorhersehbar ist als vor zehn, zwanzig Jahren, man denke nur an den Brexit und die Wahl von Donald Trump. Egal, wie man dazu steht: Multinationale Unternehmen sind eine Art Oasen der Stabilität in volatilen Zeiten. Sie sind gut für Konsumenten und Angestellte und der internationalen Ordnung förderlich. Nun, da mit 2020 ein neues Jahrzehnt beginnt, ist es Zeit, den multinationalen Unternehmen die Ehre zu erweisen, die ihnen tatsächlich gebührt.

Aus dem Amerikanischen von Thomas Bodmer



Tyler Cowen ist Professor für Wirtschaftswissenschaften an der George Mason University und Autor des kürzlich erschienenen Buches «Big Business: A Love Letter to an American Anti-Hero».

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:
8 Ausgaben nur Fr. 38.–
Telefon 043 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



«Ich habe Draghi gratuliert»

Alt-68er, früherer Sozialdemokrat, Verteidiger des Kapitalismus: Der deutsche Ökonom Hans-Werner Sinn ist nicht in eine Schublade zu pressen. Den «Europäischen Green Deal» von EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen hält er für wirtschaftliche Selbstverstümmelung. Von Florian Schwab

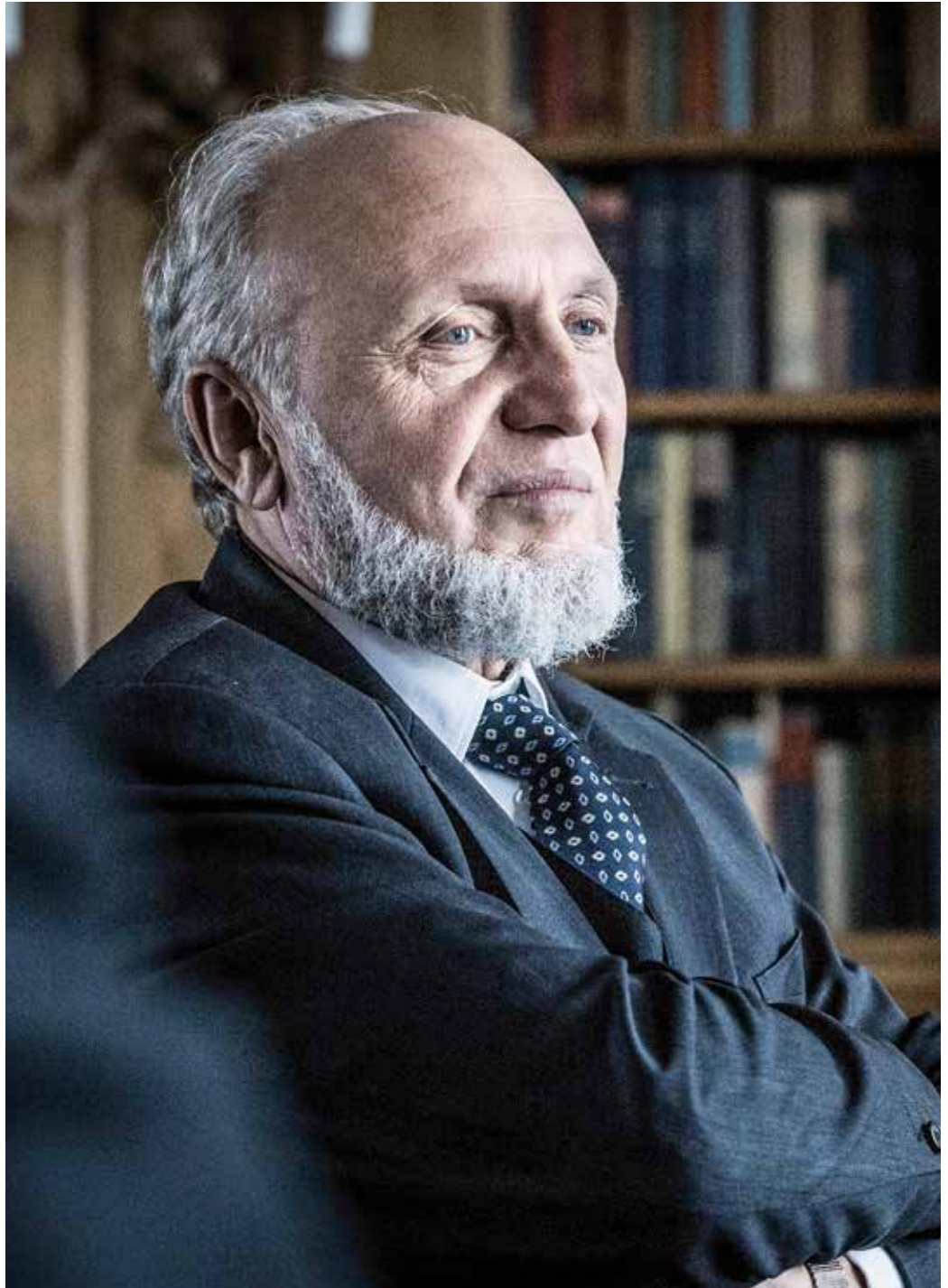
Zu den auffälligsten Eigenschaften Hans-Werner Sinns gehört, dass er Blödsinn Blödsinn nennt – selbst wenn der Blödsinn in den obersten Etagen der politischen Führung ausgedacht wurde. Seinen Auftrag sieht der emeritierte Wirtschaftsprofessor darin, die Bürger vor ökonomischen Dummheiten zu bewahren. «Der Betriebswirt berät den Betrieb, der Volkswirt berät das Volk», meinte er dazu einmal.

So gibt es für ihn derzeit viel zu tun. Speziell in Deutschland. Darauf lässt zumindest Sinns beträchtliche Produktion an Zeitungsartikeln und Vorträgen in letzter Zeit schliessen: Energiewende, Elektroautos, die Geldpolitik der Europäischen Zentralbank (EZB). Mit bald 72 Jahren wirkt der Ökonom aktiver denn je. Zwischen zweien seiner Termine konnte die *Weltwoche* Ende letzter Woche mit dem streitlustigen Wissenschaftler telefonieren.

Gerade hatte Ursula von der Leyen am Weltwirtschaftsforum in Davos ihren «European Green Deal» präsentiert, ein 1 Billion Euro teures Aktionsprogramm mit dem Ziel, Europa per 2050 klimaneutral zu machen. Das sei halt, so Sinn, eine Massnahme eines einzelnen Wirtschaftsraumes, die dem Klima nichts bringe, weil die von Europa nicht mehr nachgefragten fossilen Brennstoffe anderswo verfeuert würden. Um wirklich etwas zu erreichen, würde es einen «Klub der Willigen brauchen, der gross genug ist, um alleine existieren zu können und eine Magnetwirkung zu entfalten: Indien, China, Amerika und Europa».

Sinn befürchtet, dass die europäische Industrie unter den höheren Produktionskosten leiden wird, während sich andere «die Hände reiben». Hingegen verkauft Ursula von der Leyen ihren Plan als grünes Rezept für Wirtschaftswachstum. «Das ist kein Wachstumsprogramm, das ist ein Schrumpfungsprogramm», so Sinn dazu lapidar. Europa wolle aus dem Verbrauch fossiler Energieträger aussteigen. Damit vergrössere es seine Energiekosten, «und zwar dramatisch». Mit der Folge, dass die energieintensiven Branchen zugrunde gingen oder abwanderten. «Wir haben das ja schon bei den Herstellern von Aluminium und Wafern gesehen.» Warum macht Ursula von der Leyen das? «Das gehört wohl mit zu dem Deal, mit dem sie an die Macht gekommen ist.»

Auf die Frage, warum die Ökonomen nicht vernommen werden in diesen Fragen, antwortet Sinn: «Der politische Prozess lässt sich von Stimmungen treiben wie Greta und Co., die wissenschaftlich nicht ausgegoren sind, auch



Wer entscheidet, haftet: Volkswirtschaftler Sinn.

wenn dabei naturwissenschaftliche Erkenntnisse berücksichtigt werden Da seien «die Argumente der ökonomischen Wissenschaft» nicht so gefragt. Mehr ökonomische Vernunft werde erst aufkommen, wenn «die Industrien lädiert sind und die Leute merken, dass die Arbeitsplätze verlorengehen». Das dauere aber gewiss «noch ein paar Jahre».

Durch den Brexit, erklärt Sinn, komme es zu einer ungunstigen Verlagerung der Macht in der EU. Bislang habe «so etwas wie ein Gleichgewicht» zwischen den eher marktwirtschaftlich orientierten Nord-Ländern und den Süd-Ländern bestanden. Das falle mit dem Brexit dahin.

Seit Jahren ist Hans-Werner Sinn eine der profiliertesten Stimmen in der deutschen Wirt-

schaftspolitik. Manchmal hat man den Eindruck, er sei einer der letzten Wissenschaftler, die sich in Deutschland beherzt kritisch über die Regierung äussern. Sinn bestreitet das. «Ich bin vielleicht einfach der bekannteste.»

«Professor Unsinn»

Den Zorn des Altlinken Oskar Lafontaine hatte der Münchner Ökonom bereits in den neunziger Jahren erregt. Der einstige SPD-Vorsitzende und spätere Linken-Politiker gilt als Erfinder eines Übernamens, dessen sich zu ihren Zeiten auch Kanzler Gerhard Schröder (SPD) und Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) gerne öffentlich oder halböffentlich bedienten: «Professor Unsinn».

Der frühere SPD-Chef und Umweltminister Sigmar Gabriel, der zurzeit gerade seinen kapitalistischen Frühling als frischgebackener Aufsichtsrat der Deutschen Bank erlebt, geisselte Sinn für seine angeblich «marktradikale Ideologie». Eine andere Galionsfigur der deutschen Linken, Gregor Gysi, rühmte ihn einmal halb anerkennend als «scharfsinnigen Kopf und Marktradikalen ausserirdischer Dimension».

Hans-Werner Sinn selber sieht sich durch solche Zuschreibungen nicht allzu präzise getroffen. Das wird deutlich in einem fast zwei-stündigen Interview, das er kürzlich einem eher linksalternativ angehauchten Jugendkanal auf Youtube gab («Wer bist du?» – «Ich heisse Hans-Werner Sinn.»). Gefragt, ob er ein Ideologe sei, antwortete Sinn, er versuche, ohne Ideologie an konkrete Fragestellungen heranzugehen: Wie hoch sollen die Steuern sein? Wie gestaltet man eine Reform möglichst wirtschaftsverträglich?

Er bekennt sich zwar dazu, ein Verteidiger der Marktwirtschaft zu sein – sogar Karl Marx habe schliesslich anerkannt, dass der Kapitalismus enorme Produktivkräfte entfesselt habe. Allerdings: «Reinen, harten Kapitalismus, in dem keine Regeln existieren, will kein Mensch», es brauche immer «Regeln und Kompromisse». Leicht einzuordnen ist Hans-Werner Sinn in der Tat nicht. Er kritisierte Gerhard Schröder für die seines Erachtens zu zaghafte Agenda 2010, doch als er später sah, wie wenig Angela Merkel mit der Marktwirtschaft im Sinn hatte, lobte er Schröder sogar. In Angela Merkels «asymmetrischer Demobilisierung» der politischen Gegner durch die Übernahme von deren Positionen sei das ganze politische Spektrum in Deutschland nach links gerutscht. Und in einem Buch setzte er sich höchst kritisch mit dem «Kasino-Kapitalismus» auseinander, welcher zur Finanzkrise geführt hatte.

Geboren und aufgewachsen ist der 71-Jährige in der Nähe von Bielefeld in Ostwestfalen. Er

komme, wie er sagt, aus «eher ärmlichen» Verhältnissen. Der Vater war Taxifahrer, seine Mutter Coiffeuse. In jungen Jahren war Sinn bei den Falken aktiv, einer sozialistischen Jugendorganisation, dann war er kurzzeitig bei der SPD. Sein Abitur absolvierte er im Jahr 1967. Volkswirtschaft studierte er, so Sinn in dem Online-Interview, eher aus Verlegenheit. «Es hatte etwas mit Politik und mit Geld zu tun.»

Zu Beginn seines Studiums in Münster nahm Sinn an Studentenprotesten gegen den Vietnamkrieg teil. Er fühlte sich den 68ern verbunden und interessierte sich für den Reformsozialismus: eine Marktwirtschaft, in der aber die Produktionsmittel der Allgemeinheit gehören. «Durch das Studium habe ich dann gelernt, dass das so nicht funktioniert.» Derjenige, der die Entscheidungen treffe, müsse auch haften. Damit er das kann, brauche er das Eigentum an Produktionsmitteln.

Es folgte eine steile akademische Karriere. Mitte der achtziger Jahre kam Sinn als Professor für Volkswirtschaftslehre an die Ludwig-Maximilians-Universität München. 1999 wurde er Präsident des renommierten Ifo-Instituts. Fachkollegen loben vor allem Sinns sicheres Gespür für gesellschaftliche Probleme: die Konstruktionsfehler des Euro, die Verteuerung der Energiepreise in Deutschland, die volkswirtschaftlichen beziehungsweise sozialstaatlichen Nachteile der freien Migration. Für seine theoretischen Arbeiten zum Systemwettbewerb wurde er für den wirtschaftswissenschaftlichen Nobelpreis vorgeschlagen. Und laut dem renommierten Ökonomen-Rating der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ist Hans-Werner Sinn der drittflussreichste Ökonom im deutschsprachigen Raum.

Zurück zur Aktualität und zum Telefonat mit Hans-Werner Sinn: Die deutsche Regierung hat gerade angekündigt, den früheren EZB-Chef Mario Draghi mit dem Bundesverdienstkreuz auszuzeichnen.

Hans-Werner Sinn gehört zu den schärfsten Kritikern der EZB und ihres früheren Chefs. Seit vielen

Jahren weist er auf Gefahren hin im Zusammenhang mit den sogenannten Target-Salden in der Euro-Zone. Dabei handelt es sich um das Ergebnis von Verrechnungsmechanismen zwischen den Zentralbanken der Euro-Zone. Beim grenzüberschreitenden Handel im Euro-Raum werden die Warenströme in Guthaben und Verbindlichkeiten der nationalen Zentralban-

ken gegeneinander gespiegelt. Die hohen Exportüberschüsse Deutschlands haben dazu geführt, dass die Deutsche Bundesbank fast eine Billion an Forderungen gegenüber anderen Zentralbanken des Euro-Raums hat. «Faktisch haben wir unsere eigenen Exporte bei der Bundesbank anschreiben lassen», hält Sinn fest. Dieses hohe Auslandvermögen werde jetzt durch Tief- und Negativzinsen entwertet.

Verantwortlich dafür war lange Jahre Mario Draghi. Gegen die Auszeichnung seines geldpolitischen Widersachers hat Sinn dennoch nichts einzuwenden: «Ich habe ihm gratuliert!» Draghi sei ein hervorragender Kenner der Finanzmärkte, der sehr eng mit der deutschen Kanzlerin kooperiert habe. Die von ihm vertretenen Entscheidungen habe der EZB-Rat getroffen. Man müsse die Funktion von der Person trennen.

Grosse Vorbehalte hat Hans-Werner Sinn auch bei den Plänen der neuen EZB-Präsidentin, Christine Lagarde. Diese hat angekündigt, ihre Geldpolitik auf den Klimaschutz auszurichten. Er weist dar-

auf hin, dass die EU-Kommission die Euro-Billion, welche für Ursula von der Leyens «European Green Deal» aufgewendet wird, gar nicht aus eigenen Mitteln bestreite. Vielmehr werde die Europäische Investitionsbank klimafreundliche Kredite vergeben, welche durch Anleihen finanziert würden, die anschliessend von der Europäischen Zentralbank aufgekauft würden, insofern also «mit der Druckerpresse finanziert». «Viele denken, das koste ja gar nichts, was natürlich falsch ist, denn die Ressourcen werden ja anderen Verwendungen entzogen.»

Für die deutsche Wirtschaft ist Sinn eher pessimistisch, was auch wieder mit der Klimapolitik zusammenhängt. Er weist darauf hin, dass die Automobilindustrie bereits seit Sommer 2018 in einer Rezession stecke, welche die übrige Industrie ebenfalls erfasst habe, noch nicht aber die Gesamtwirtschaft. «Ich hoffe, dass diese noch eine Weile intakt bleibt.»

Im Dezember zog Sinn im *Handelsblatt* gegen den allgegenwärtigen Glauben an das Elektroauto zu Felde: Die deutsche Autoindustrie gerate wegen «scharfer Auflagen der EU, die nur scheinbar umweltpolitisch begründbar sind, in eine langwährende Existenzkrise». Die «Formel der EU», laut der nämlich Elektroautos als CO₂-neutral gelten, sei «nichts als ein grosser Schwindel». Schliesslich verursachten auch E-Autos CO₂. «Solange noch Kohle- oder Gaskraftwerke am Netz sind, fahren auch E-Autos mit Kohlenstoff.»

Der *Handelsblatt*-Artikel ist ein typisches Sinn-Dokument. Schnörkellos nüchtern, jedes Wort eine argumentative Gewehr- und Kugel. ○



Juristin Lagarde.

«Viele denken, das koste ja gar nichts, was natürlich falsch ist.»



Ökonom Draghi.

Draghi habe eng mit der deutschen Kanzlerin kooperiert.

Europas Mittelpunkt rückt nach Osten

Der Brexit am 31. Januar führt zu einer tektonischen Verschiebung auf dem Kontinent. Es zeichnet sich eine Abkehr vom deutsch-französischen Grundmodell ab. Das Gravitationszentrum der EU verlagert sich nach Osten, hin zu Deutschland und Ostmitteleuropa. *Von Boris Kálnoky*

Österreichs neuer alter Kanzler Sebastian Kurz reiste am 16. Januar in spezieller Mission nach Prag, wo er am Gipfeltreffen der ostmitteleuropäischen Visegrád-Länder (V4 – Polen, Ungarn, Tschechien, Slowakei) teilnahm. Als er mit deren Regierungschefs vor die Presse trat, verkündete Kurz, er sei auch als Bote von EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen gekommen. Die EU wolle die «Gräben» zwischen Ost und West überbrücken. So sei er denn als «Brückenbauer» gekommen.

Die V4-Regierungschefs gaben sich konstruktiv, allen voran Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán. Man wolle sich nicht «abschotten», sondern suche Kooperation und Gemeinsamkeit mit den anderen Ländern Europas, sagte der Mann, dem seine Kritiker immer vorwerfen, er wolle die EU spalten.

Es war ein Schlüsselmoment, der einen Neuanfang symbolisierte. Die Mitteleuropäer sind plötzlich wichtig für Brüssel, obwohl gegen zwei dieser Länder – Polen und Ungarn – Disziplinierungsverfahren nach Artikel 7 des EU-Vertrages und gegen Tschechiens Regierungschef Andrej Babis Ermittlungen wegen missbräuchlicher Verwendung von EU-Geldern laufen. In der Slowakei wirft derzeit der Prozess gegen die Mörder des Investigativjournalisten Jan Kuciak einen Schatten auf die Regierung. Wussten die Behörden vom Plan des gutvernetzten Auftraggebers, Marian Kocner, den Journalisten ermorden zu lassen? Kuciak arbeitete daran, Verflechtungen zwischen der Politik und dem organisierten Verbrechen aufzuzeigen.

Deutsche Sololäufe verhindern

Brüssels plötzliche Öffnung nach Osten geht Hand in Hand mit einer vergleichbaren Änderung der Haltung Berlins gegenüber den V4 seit spätestens dem vergangenen Sommer. Ein Grund ist wohl der Brexit. Am 31. Januar scheidet Grossbritannien aus der EU aus. Das führt zu einer tektonischen Verschiebung des Gravitationszentrums in Europa, nach Osten.

Historisch galt immer die deutsch-französische Zusammenarbeit als Motor der EU. Das kann sich nun ändern. 2019 war ein Jahr zunehmender Reibungen zwischen Paris und Berlin – möglicherweise der Beginn eines Ringens um Dominanz in der neuen, kontinentaleren EU. Frankreichs Staatspräsident Emmanuel Macron forderte eine grundlegende Reform der EU, nannte die Nato «hirntot» und plädierte für eine Öffnung gegenüber Russland. Nichts davon vermochte in Berlin zu gefallen. Es könnte

noch schwieriger werden: dann nämlich, wenn gegen Macron die vehement deutschfeindliche und EU-skeptische Marine Le Pen und ihr Rassemblement national (RN) Wahlen gewinnen sollten. Die nächsten stehen 2022 an.

Die Franzosen wollen verhindern, dass Deutschland Europa in Zukunft klarer dominiert als je zuvor seit dem Zweiten Weltkrieg. Mit Rezepten, die schon von de Gaulle, Mitterrand und anderen französischen Präsidenten angewendet wurden: Deutschland in Strukturen einbinden, die keine Sololäufe erlauben, und möglichst viele Schlüsselpositionen besetzen. Mitterrand machte einst die Einführung des Euro zur Bedingung für die deutsche Wiedervereinigung.

Macrons Ruf nach einer europäischen Armee ist ein ähnlicher Schritt. Frankreich als einzige Atommacht des Kontinents und als einziges Land mit dem Willen, auch im Ausland militärisch zu intervenieren, würde diese Armee dominieren. Macrons Forderung nach mehr Integration in der Wirtschafts- und Finanzpolitik soll ebenfalls Berlins Spielraum einengen. Die Deutschen haben zu all dem bislang nur höflich genickt.

Die V4 haben sich derweil zu einem politischen und ökonomischen Schwergewicht in der EU gewandelt. Und seit Jahren verlangen sie, nicht mehr als blosses Anhängsel, sondern als «strategischer Partner» behandelt zu werden – in Brüssel und in Berlin. Ihre Bedeutung wird durch den Brexit noch wachsen. Schon jetzt kann kaum eine Entscheidung mehr ohne sie getroffen werden.

Nach dem Brexit sind die V4 mit 64 Millionen Einwohnern die viertgrösste Volkswirtschaft in der EU. Sie sind die Fabrikhalle Deutschlands, und Deutschland ist die Lokomotive der europäischen Wirtschaft. Aber so abhängig die Visegrád-Länder von westeuropäischen Konzernen und vom Handel mit diesen Ländern sind, so abhängig sind diese umgekehrt von den Mitteleuropäern. Die Vorteile, die westliche Investoren in Polen, Ungarn, Tschechien und der Slowakei geniessen, sind ein Grund für ihre Profitabilität und damit für die globale Wettbewerbsfähigkeit der EU.

Eine langsame Abkehr vom deutsch-französischen Grundmodell als «Motor der EU» zeichnet sich daher ab. Was sich neu herauschält, ähnelt sehr dem europäischen Grundriss vergangener Jahrhunderte. Hüben Grossbritannien (und zunehmend ein Frankreich, das sich von Deutschland entfernt), drüben ein

an die deutschsprachigen Länder angebundener mitteleuropäischer Block.

Das wird der EU eine neue Prägung geben. Die entscheidende Entwicklung der letzten Jahre im Osten war nicht der verbale Schlagabtausch mit Brüssel und Berlin zu den Themen Migration, Rechtsstaat und europäische Integration, sondern das Drängen der Ostmitteleuropäer, Deutschland (und die EU) möchten sie als strategische Partner anerkennen und mit ihnen zusammen zu den Grundsätzen realistischer, pragmatischer Einfluss- und Interessenpolitik zurückkehren, statt ständig Moral zu predigen.

Seit dem Sommer 2019 mehren sich die Zeichen, dass man diese Option in Brüssel und Berlin zu erwägen beginnt. Ein erster Schritt war die entscheidende Unterstützung der V4 bei der Wahl Ursula von der Leyens zur EU-



Wanderin über dem Nebelmeer.

Kommissions-Chefin nach den Europawahlen und ihr Versprechen, dem Osten Europas mit «mehr Respekt» zu begegnen. Im August kam dann Bundeskanzlerin Angela Merkel nach Ungarn und lobte die Regierung von Viktor Orbán: Sie arbeite etwa bei der Verwendung von EU-Mitteln «für die Bürger». Aussenminister Heiko Maas hat schon vor einem Jahr eine «neue Ostpolitik» angekündigt. Er geht auf die V4 zu.

Auch ein FDP-Antrag im Deutschen Bundestag vom 7. November fordert eine institutionalisierte strategische Kooperation mit der Vise-grád-Gruppe. Obwohl die Forderung formal chancenlos ist, weil sie von der Opposition kommt, haben eine ganze Reihe von Unionspolitikern (etwa Bayerns ehemaliger Ministerpräsident Edmund Stoiber sowie die CDU-Abgeordneten Axel Fischer und Volkmar Klein) diesem Reporter gesagt, das sei absolut notwendig, und man werde versuchen, in den Ausschüssen möglichst viel von dem Antrag in die Regierungspolitik zu übernehmen.

Brüssel und Berlin wenden sich wegen des Brexits also Ostmitteleuropa zu. Damit will man die V4 wohl auch stärker einbinden und von rechten Bewegungen in Italien und Frankreich fernhalten. Ein besonderer Aspekt bei alledem ist

der Euro. Er ist der selten erwähnte, aber eigentliche Grund für die Debatten um «mehr» oder «weniger» europäische Integration. Der Ökonom Joseph Stiglitz argumentiert in seinem Buch «The Euro», die gemeinsame Währung sei dysfunktional und eine Wachstumsbremse. Der Euro brauche, um zu funktionieren, eine gemeinsame Steuer-, Wirtschafts- und Finanzpolitik, eine Vergemeinschaftung der Schulden in der EU, einen gemeinsamen Finanzminister.

Selten in jüngerer Zeit hatte ein Buch grösseres Echo. Mit Stiglitz argumentieren alle, die

Mitten im Theaterdonner kommt man hinter den Kulissen freundlich zusammen.

eine stärker integrierte EU wollen, und zwar im Sinne einer Transferunion – Deutschland soll die Schwächeren permanent über Wasser halten. Es ist das, was Macron will und was Italien und Griechenland wollen. Mit Stiglitz argumentieren aber auch alle, die «weniger EU» wollen – denn er sagt auch, eine Abschaffung oder «Flexibilisierung» des Euro würde, ökonomisch gesehen, ebenso gut funktionieren.

Die Debatte um «mehr» oder «weniger» EU ist also letztlich eine Debatte zwischen den Ländern, die den Euro haben («mehr Europa»), und jenen, die ihn nicht haben und daher mehr Spielraum geniessen, um dynamisch zu wachsen – Grossbritannien (solange es noch in der EU war), Polen, Ungarn.

Deutschland wird in dieser Debatte immer als ein Befürworter von «mehr Europa» gesehen. In Wirklichkeit ist man in Berlin mit dem Status quo zufriedener als mit der Vision einer voll-integrierten Transferunion à la Stiglitz, die Deutschland noch viel mehr als bisher zum Zahlmeister Europas machen würde.

Hier bieten sich die V4 als attraktive Partner an. Nur die Slowakei hat den Euro. Keines der vier Länder will deutsches Geld, keines will eine Transferunion, alle sind bereit, Berlin gegen Forderungen nach einer vollen Vergemeinschaftung der Finanz-, Steuer und Wirtschaftspolitik zu unterstützen. Die V4 haben für Berlin also auch einen Wert als Gegengewicht zu Macron, nicht nur als Wirtschaftsvektor.

Zweigleisige Strategie

Das grösste Hindernis auf dem Weg zu einer engeren Partnerschaft mit Ostmitteleuropa haben die EU und die deutsche Politik selbst aufgebaut: die Rechtsstaatsdebatte und die Artikel-7-Verfahren gegen Polen und Ungarn. Solange diese laufen, ist es für Brüssel und Berlin politisch schwer, die V4 offen zu umarmen. Wie beendet man solche Verfahren? Niemand weiss es. Die «Sünder» zu entlasten, traut sich keiner, aus Angst, sich damit selbst Angriffen auszusetzen. Eine Verurteilung geht auch nicht – sie würde Einstimmigkeit erfordern. Die Lösung wäre der von der neuen EU-Kommission angedachte neue Rechtsstaatlichkeitsmechanismus, der für alle Länder gelten würde. Das wäre eine Chance, die bestehenden Verfahren in den neuen Mechanismus zu überführen.

Schon bereitet man in Brüssel eine Bestandsaufnahme zur Lage der Rechtsstaatlichkeit in allen 27 Mitgliedsländern vor. Sie soll während der deutschen Ratspräsidentschaft in der zweiten Jahreshälfte präsentiert werden. Die offene Frage ist, ob die bestehenden Artikel-7-Verfahren in diesen Rahmen übergeführt (und damit formal «beendet») werden oder separat davon weiterlaufen sollen. Letzteres fordern Linke und Liberale. Im Europaparlament wurde in der vergangenen Woche derweil mit grosser Mehrheit ein Antrag angenommen, der eine Ausweitung der Artikel-7-Verfahren gegen Polen und Ungarn um weitere Themenbereiche fordert.

Während diese Schlacht tobt, strebt man in der Brüsseler Zentrale und in Berlin eine zweigleisige Strategie an. Rechtsstaat hier, Kooperation dort – als zwei ganz verschiedene Dinge, die einander kaum berühren. Man könnte auch sagen: Mitten im Theaterdonner der Rechtsstaatsdebatte kommt man hinter den Kulissen freundlich zusammen. ○



Flexibler Präsident

Frank-Walter Steinmeier erntet viel Lob für seine «richtigen Worte» am Holocaust-Gedenkanlass. Zugleich unterhält Deutschland freundschaftliche Beziehungen mit einem Terrorregime, das Israel von den «Seiten der Geschichte» tilgen möchte. Spricht daraus der «Geist der Versöhnung»? Von Henryk M. Broder

In der «Berliner Rede», die Bundespräsident Roman Herzog im April 1997, vor fast 23 Jahren, hielt, kam ein Satz vor, der bis heute zitiert wird: «Durch Deutschland muss ein Ruck gehen.» Das Land müsse sich aus alten Strukturen lösen und Neues wagen, politisch wie gesellschaftlich. Herzogs Rede haftet inzwischen das Attribut «historisch» an.

Nun hat der amtierende Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier vor ein paar Tagen in Jerusalem eine Rede gehalten, die – kaum dass sie verklungen war – ebenfalls als «historisch» qualifiziert wurde. Anlass war der 75. Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz durch die Rote Armee. Sogar Steinmeiers Mitarbeiter seien auf dem Rückflug nach Berlin dermassen gerührt gewesen, berichtete ein Zeuge, dass sie einander «umarmt» hätten, emotional überwältigt von der «historischen Geste» des israelischen Staatspräsidenten Reuven Rivlin, der seinen deutschen Kollegen nach dessen Rede «umarmt» hat. Die Welle der Anerkennung setzte sich in den deutschen Medien fort, die es Steinmeier hoch anrechneten, dass er seine «historische Rede» in der Gedenkstätte Yad Vashem nicht auf Deutsch, sondern auf Englisch hielt, aus Rücksicht auf die Gefühle der noch lebenden Opfer.

Man konnte den Ruck, der durch Deutschland ging, allerorten spüren: Diesmal hatte unser Staatsoberhaupt alles richtig gemacht! Nicht nur die beiden Präsidenten lagen sich in den Armen, sondern auch die beiden Völker, auf immer versöhnt.

Steinmeier wurde vor allem zugutegehalten, dass er «die richtigen Worte» gefunden, sich zur deutschen Verantwortung für den Holocaust bekannt hatte, als ob das – 75 Jahre nach dem erzwungenen Ende des Mordens – eine besondere Leistung wäre, die angemessen gewürdigt werden müsste. Steinmeier stellte klar, dass es nicht etwa Aliens, sondern «Deutsche» waren, die den Juden Schlimmes angetan hatten: «Deutsche haben sie verschleppt. Deutsche haben ihnen Nummern auf die Unterarme tätowiert. Deutsche haben versucht, diese Menschen zu entmenschlichen, zu Nummern zu machen, im Vernichtungslager jede Erinnerung an sie auszulöschen. Es ist ihnen nicht gelun-



Gedenken an jüdische Opfer: Steinmeier in Jerusalem, 2020.



Gedenken an Arafat: Steinmeier in Ramallah, 2017.

gen.» Eine Feststellung, der man entgegenhalten könnte, dass angesichts der Zahl der Toten von einem Scheitern der Täter keine Rede sein kann. Politisch korrekt erinnerte der deutsche Präsident in seiner Rede daran, dass die Opfer «Jüdinnen und Juden» waren, damit niemand auf die Idee kommt, die Nazis hätten es nur auf männliche Angehörige der Spezies abgesehen.

Keine Frage, Steinmeier meinte es gut. Er verneige sich «in tiefer Trauer», aber auch «erfüllt von Dankbarkeit» für die «ausgestreckte Hand der Überlebenden, für das neue Vertrauen von Menschen in Israel und der ganzen Welt, für das wiedererblühte jüdische Leben in Deutschland», beseelt «vom Geist der Versöhnung, der Deutschland und Israel ... einen neuen, einen friedlichen Weg gewiesen hat».

Man könnte solche Sätze auch so verstehen, dass Deutschland keinen Groll mehr gegen Israel hegt und den Juden alles vergeben hat, was die Nazis ihnen angetan haben. Die ausgestreckte Hand der Überlebenden und das wiedererblühte jüdische Leben in Deutschland befördern den Geist der Versöhnung. Ebenso wie die oft gestellte Frage, ob denn die Juden, anders als die Deutschen, nichts aus ihrer Geschichte gelernt hätten und sich deswegen so gemein gegenüber den Palästinensern benehmen würden.

«Welt ohne Zionismus»

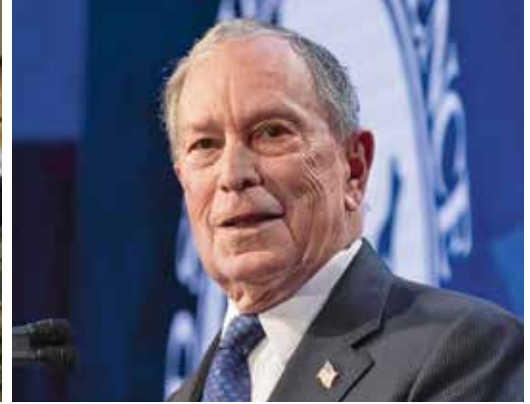
Man könnte aber auch die Frage stellen, was Deutschland, vertreten durch Frank-Walter Steinmeier, aus der Geschichte gelernt hat. Ob es o.k. ist, freundschaftliche Beziehungen mit einem Terrorregime zu unterhalten, das «eine Welt ohne Zionismus» anstrebt und Israel von den «Seiten der Geschichte» tilgen möchte. Ob es o.k. ist, diesem Regime zum Jahrestag der Revolution im Namen aller Deutschen alles Gute für die Zukunft zu wünschen. Ob es o.k. ist, in den Vereinten Nationen gegen Israel zu stimmen und dieses Verhalten damit zu begründen, man habe auf diese Weise «noch nachteiligere Beschlüsse» verhindert. Gehört das alles zum «Geist der Versöhnung, der Deutschland und Israel einen neuen, einen friedlichen Weg gewiesen hat»? Man soll Worte und Sätze, die von Politikern bei Staatsfeiern gesagt werden, nicht auf die Apothekerwaage legen. Aber die Flexibilität, die der deutsche Präsident an den Tag legt, ist doch bemerkenswert.<

Man soll Worte und Sätze, die von Politikern bei Staatsfeiern gesagt werden, nicht auf die Apothekerwaage legen. Aber die Flexibilität, die der deutsche Präsident an den Tag legt, ist doch bemerkenswert.<

Im Mai 2017 legte er am Grab von Jassir Arafat in Ramallah einen Kranz nieder und verneigte sich vor dem Fatah-Führer, dessen Politik Tausende von Israelis und Palästinensern das Leben gekostet hat. Jetzt verneigte er sich in Jerusalem vor den jüdischen Opfern der Nazis. Beachtlich an dieser «Geste» war nicht nur die eiskalte Chuzpe, mit der sie exekutiert wurde, noch erstaunlicher war, dass alle deutschen Medien der Versuchung widerstanden haben, die Events fotografisch zu verknüpfen, obwohl es genug gelungene Aufnahmen von beiden gibt. Ein Akt der Höflichkeit gegenüber dem Präsidenten und seinem Versprechen: «Wir stehen an der Seite Israels!» ○

Alt. Weiss. Männlich.

Vor dem Startschuss zu den demokratischen Vorwahlen dominieren ein hartgesottener Sozialist und ein Veteran, der sich als «Fettnapf-Maschine» bezeichnet und oft nicht genau weiss, wo er gerade ist. Das kann heiter werden. *Von Urs Gehrig*



Regenbogenpartei ausgebleicht: Demokraten Sanders, Biden und Bloomberg (v. l.).

Am Montag hat das Warten ein Ende. In der Prärie von Iowa, der Geburtsstätte von Buffalo Bill, zwischen Mississippi und Big Sioux River, beginnt die Jagdsaison der Demokraten gegen Donald J. Trump. 25 Anwärter aufs Weisse Haus drängten letzten Sommer zur ersten Fernsehdebatte, so viele, dass eine Bühne allein nicht ausreichte. Aus allen Ecken des Landes waren sie nach Miami geströmt, kampferprobte Granden ebenso wie junge Wilde. Es sei das ethnisch, rassistisch, geschlechterspezifisch vielfältigste Kandidatenfeld, das das Land je gesehen habe, erfreuten sich die Medien. «Ein Feld, auf das die Demokraten stolz sein können», erklärte mit feierlicher Stimme Politikkommentatorin Jess McIntosh auf CNN.

Dann wurde es Herbst. Einer nach der anderen warf das Handtuch. Früh erwischte es Beto O'Rourke, den hippen Skateboarder aus Texas. *Vanity Fair* hatte ihn bereits als «neuen Kennedy» angepriesen und Annie Leibovitz für ein Shooting engagiert. Doch wo kein Charisma vorhanden ist, konnte auch die Zauberin der Starfotografen nichts ausrichten. Als Nächste erwischte es Kamala Harris. Vorbei war der Traum der ersten schwarzen Frau im Weissen Haus. Dann versank Julian Castro, die Hoffnung der Latinos. Schliesslich verlor «Spartacus» persönlich, der schwarze Kahlkopf Cory Booker, sein Schwert. Er hatte der Umwelt zuliebe dem Fleischverzehr den Kampf angesagt. Das fanden die Amerikaner nicht so toll.

Also zog der Winter ins Land, und ernüchert stellte man fest: Die Demokraten, die als Regenbogenpartei antraten, sind zum silbergrauen Schweif ausgebleicht. Die Partei der «Diversität» wird nunmehr von alten weissen Männern – und einer alten weissen Frau – dominiert: Bernie Sanders (78), Joe Biden (77), Michael Bloomberg (77), Elizabeth Warren (70).

Und doch bewegt sie sich, die Demokratische Partei. Nach links. Und dies mit beeindruckender Vehemenz. Vor zwanzig Jahren hätten Kandidaten der Demokraten die Hände verworfen, hätte man sie als Linke oder gar als Sozialisten bezeichnet. Noch vor vier Jahren waren Sanders und Warren politische Aliens. Heute vereinen die beiden mehr demokratische Wählerstimmen hinter sich als alle anderen Kandidaten. Ihre Programme sind fast deckungsgleich: Zerschlagung der grössten Banken Amerikas, gratis Gesundheitsversorgung, kostenloses College, drastische Reduktion der Treibhausgasemissionen durch strenge Regulierung, offene Grenzen, höhere Steuern, weniger Militär.

Kinder auf dem Schoss

Einziger Überlebender der traditionellen demokratischen «Mitte» mit echten Wahlchancen ist Joe Biden. Allerdings zwingt der Demokraten-Zeitgeist auch ihn, nach links Versprechen zu machen. Er wirkt ausgezehrt und altbacken, ein «yesterday's man». Immer wieder vergisst er, wo er sich gerade befindet. «Gibt es irgendetwas, was man an Vermont aussetzen könnte?», fragte er – in New Hampshire.

Ausser dass er Obamas Vizepräsident war, bietet er kaum etwas, was die demokratische Basis elektrisiert. Der Aufbruchgeist von damals ist verweht. Wo Obama rief: «Yes, we can!», setzt Biden auf: «No Malarkey» (frei übersetzt: Kein Quatsch). Er habe sich für den Slogan bei seinen irischen Vorvätern inspirieren lassen, meinte Biden dazu. Groteskerweise plaudert Biden selbst Quatsch am Laufmeter. Auf dem Jahrmarkt in Iowa etwa donnerte er: «Wir ziehen die Wahrheit den Fakten vor!» Dabei gibt er sich gerne körperbetont. Er tätschelt, er streichelt und freut sich seinerseits über Gesten der Zuneigung. «Ich liebe Kinder, die auf meinen

Schoss springen», verkündete er freimütig. Peinlich berührt, schütteln Demokraten stumm den Kopf über «Creepy Uncle Joe». «Ich bin eine Fettnapf-Maschine», gestand Biden im Dezember in einem gescheiterten Befreiungsschlag.

In den letzten Monaten ist der Vorsprung Bidens stetig geschrumpft. Gemäss jüngsten Umfragen ist ihm Bernie Sanders, der bei der Jugend hohe Glaubwürdigkeit als integrierter und prinzipientreuer Ideologe genießt, dicht auf den Fersen. Doch just vor dem ersten Showdown in Iowa sitzt Sanders – ebenso wie die Kandidatinnen Warren und Amy Klobuchar – im Senat zu Washington gefangen. Wegen des Impeachments, das die Demokraten selbst erzwängt haben.

Auch im Partei-Establishment regt sich Widerstand. Gemäss Medienberichten hat Barack Obama Freunden im Vertrauen gesagt, «Bernie» sei der falsche Kandidat, er könne Trump nicht schlagen. Damit liegt der zweifache Präsident kaum falsch.

Trump beobachtet das Ganze aufmerksam. Wie bei einem Rennpferd fühlt man förmlich, wie er es kaum erwarten kann, selbst ins Rennen einzugreifen. Längst hat er seine potenziellen Rivalen mit brutalen Übernahmen versehen: «Sleepy Joe». «Crazy Bernie». «Mini Mike» Bloomberg. Und für Elizabeth Warren, die sich mit falschen Indianerfedern schmückte – sie behauptete, sie stamme von den Cherokee ab –, hat er mit «Pocahontas» ein Etikett kreiert, das passt wie ein massgeschneiderter Mokassin.

Die Demokraten mögen sich endlos über Trumps ruppigen Umgang mokieren und die «Zivilisierten» mimen. Bald könnte sich rächen, dass sie sich bislang mit Schattenboxen begnügten. Je länger sie sich weigern, gegenseitige Schwachstellen in brutaler Offenheit zu benennen, desto härter der Schock, wenn Trump der-einst im direkten Duell zum Schlag ausholt. ○

Barbara-Lüthisierung der Medien

Chinesische Medien stehen grossenteils im Dienst der Politik. Kritischer Journalismus ist jedoch punktuell möglich. Ausländische Korrespondenten befriedigen dagegen vor allem die Nachfrage ihrer Redaktionen nach Negativmeldungen und Horrorgeschichten aus China. *Von Fabian Gull*

In sieben Jahrzehnten kommunistischer Herrschaft hat sich in China ein Medienverständnis etabliert, das sich diametral von dem etwa in der Schweiz unterscheidet. In China kommt der Presse vor allem die Rolle eines Meldeläufers und Vertriebspartners der Regierung zu. Journalisten sind subalterne Befehlsempfänger mit dem Auftrag, Informationen möglichst unkommentiert und nahe am Original in die verschiedenen medialen Gefässe abzufüllen und zu verbreiten. Viele Medien sind auch in staatlichem Besitz: die Medien im Dienst der Politik.

Dennoch ist punktuell auch kritischer Journalismus in China möglich – grundsätzlich immer dann, wenn dies im Interesse der Partei ist. Als verlässlicher Kompass gelten dabei die Fünfjahrespläne der Regierung. Die darin genannten Problemfelder sind quasi als Freipass für Medien und Social-Media-Benutzer zu verstehen, sich damit ziemlich frei auseinanderzusetzen. Die dem politischen Zeitgeist unterliegenden Fünfjahrespläne geben somit den Rahmen des medial Zulässigen vor. Heute ist es zum Beispiel nicht nur zulässig, sondern geradezu erwünscht, über die als nicht mehr zeitgemäss erachtete Ein-Kind-Politik und deren negative Folgen zu berichten, Umweltsünder anzuprangern oder Korruptionsfälle im Staat und in der Wirtschaft zu enthüllen. Wurden Verstösse gegen die Ein-Kind-Politik noch bis vor kurzem geahndet, lautet das Motto heute: «Wer sein Land liebt, hat mehrere Kinder.»

Aufpasser als Helfer

Die Medienbranche steht im Einparteiensstaat China naturgemäss unter besonderer Beobachtung. Die Kontrolle und die Steuerung der öffentlichen Meinung gelten als Mittel zur Wahrung von Stabilität und Ordnung im Land. Aus Sicht der Machthaber funktioniert dies wohl auch ganz gut. Die staatliche Bevormundung und Unterdrückung abweichender Meinungen wird zwar längst nicht von allen Chinesen goutiert. Jedoch besteht unter ihnen ein überwältigender Konsens, dass die Aufrechterhaltung der Stabilität oberste Priorität im Staat haben muss.

Das Hauptaugenmerk der Partei richtet sich auf einheimische Journalisten und auf Vertreter der weltweit agierenden, meist angelsächsischen Netzwerke. Eine hohe Anzahl ausländischer Medienschaffender kann ihrer Arbeit in China hingegen erstaunlich frei und ungehindert nachgehen – unter Berücksichtigung eini-



Nebel der Verwundbarkeit: Massnahmen gegen das Coronavirus am Bahnhof Wuhan, 23. Januar.

ger weniger, aber dezidiert einzuhaltender Verhaltensregeln und Einschränkungen. Dies gilt in besonderem Mass für Wirtschaftspublizisten, die die ökonomischen Erfolge des Landes und Geschichten über gigantische Marktpotenziale in die Welt hinaustragen. Ihnen stehen in China fast alle Türen offen. Sie dürfen auch auf die wohlwollende Unterstützung ihrer offiziellen, vom Aussenministerium zugeteilten Aufpasser zählen, etwa beim Vermitteln von Kontakten. So entpuppt sich, was nach strenger Kontrolle und Zensur klingt, als willkommene professionelle Hilfeleistung seitens des Staates.

Meinungseinfalt in der Schweiz

Natürlich gilt dies für politisch andersgesinnte oder investigativ tätige Journalisten weit weniger, vor allem nicht für die inländischen. Sie arbeiten unter erschwerten Bedingungen. Das zulässige Meinungsspektrum in der Gesellschaft ist unter der gegenwärtigen Administration klar kleiner geworden. Dafür wurden Zensur und Überwachung verstärkt. Im Inland führte dies durchaus zu den gewünschten Resultaten. Im Ausland jedoch tat dies der medialen Kritik an China keinen Abbruch. Wohl eher im Gegenteil. Das weiss man mittlerweile auch in Peking und versucht, mit einer weltweiten Charme- und Informationsoffensive Gegensteuer zu geben.

Negative und kritische Beiträge zu China haben auch in der Schweiz Hochkonjunktur. Es scheint, als gebe es einen veritablen Markt für Negativmeldungen-, Schock- und Horrorgeschichten aus China. Die Nachfrage auf diesem Markt bestimmen aber keineswegs die Medienkonsumenten. Vielmehr sind es voreingenommene Chefredaktoren und diensthabende Redaktoren, die thematisch oft weit weg von China sind. Sie geben die journalistische Linie vor. Und diesen haben Korrespondenten zu gefallen, wollen sie ihre Geschichten intern verkaufen und sich karrierefördernd profilieren.

China – wie jedes andere Land auch – gibt selbstverständlich Anlass zu Kritik verschiedenster Art. Missstände anzuprangern und Kritik zu äussern, sind wichtige journalistische Tugenden. Doch sollte eine ausgewogene Berichterstattung nicht auch dazugehören? Ein Blick in die meisten Schweizer Medien lässt dies bezweifeln. Was für China gilt, gilt somit paradoxerweise ein Stück weit auch für die Schweiz: Meinungseinfalt statt -vielfalt.

Exemplarisch dafür war die fast ausschliesslich negative Sicht auf China, die das Schweizer Fernsehen mit ihrer ehemaligen China-Korrespondentin Barbara Lüthi seinen Zuschauern zumutete. In der Schweiz als furchtlose Einzelkämpferin in einem totalitären Staat gefeiert, löste ihre einseitige Berichterstattung bei vielen

Auslandsschweizern in China Kopfschütteln aus. Diese tendenziös negative «Barbara-Lüthisierung» der China-Berichterstattung kann auch in vielen anderen Medien beobachtet werden.

In der Konsequenz haben viele Medienkonsumenten zwar kein völlig falsches, aber doch ein sehr einseitiges Bild von China. Das ist schade. Denn ein Beitrag zum vertieften China-Verständnis, in dem zwingend auch Kritik Platz haben muss, sieht anders aus. Immerhin, Barbara Lüthis Nachfolger auf dem Korrespondentenposten sind deutlich mehr daran interessiert, China in all seinen Facetten zu zeigen.

Sonderfall Hongkong

In Hongkong ist der Aufruhr auch unter Medienschaffenden gross und manifestiert sich in einer zunehmenden Abwehrhaltung gegenüber Peking. Für viele ausländische Journalisten in Hongkong, die finanziell nicht von China abhängig sind, hat sich an der Ausübung ihres Berufs seit dem *handover* 1997 an China praktisch nichts geändert. Hongkong ist weiterhin stolz, zusammen mit Singapur eine Hochburg für ausländische Journalisten in Asien zu sein.

Doch sehen viele in der Medienszene Hongkongs immer wieder Anlass zu Besorgnis und erachten die Pressefreiheit und das Recht auf freie Meinungsäusserung in Gefahr. Die Selbstzensur zieht immer weitere Kreise. Dauerbrenner sind seit vielen Jahren abgelehnte Visumsanträge von Journalisten. Auffallend viele von ihnen haben sich pointiert China-skeptisch profiliert. Ein Verbot, nach China einzureisen, kommt einem partiellen Berufsverbot gleich. Zudem verschlechtert ein einmal abgelehnter Visumsantrag die Chancen beim nächsten Versuch.

Hohe Wellen geschlagen hat im Herbst 2018 auch der Fall eines Asienredaktors der *Financial Times* in Hongkong. Seine Arbeits- und somit Aufenthaltserlaubnis wurde nicht erneuert. Auch hier ohne Begründung. Er musste die Stadt überstürzt verlassen. Auch eine spätere Einreise als Besucher wurde nicht erlaubt. Kurz davor moderierte der damalige Präsident des Foreign Correspondents' Clubs eine Diskussionsrunde, an der auch der Gründer einer mittlerweile verbotenen Partei, die für Hongkongs Unabhängigkeit von China plädierte, teilgenommen hatte.

Etwas anders ist die Situation bei lokalen Medienschaffenden. China-Kritik ist zwar journalistisch gesehen problemlos möglich. Doch es besteht ein ökonomischer Druck, es nicht zu übertreiben, denn Inserenten, die fast alle mit oder in China geschäftlich, verabschieden sich früher oder später, wird eine zu Peking-kritische Linie gefahren.

Turbulente Zeiten, die immer wieder Anlass zu wilden Spekulationen gaben, hat auch die Hongkonger Zeitung *South China Morning Post* (SCMP) durchlebt. Die englischsprachige Zeitung mit überregionaler Bedeutung hat verschiedene Besitzerwechsel hinter sich. Der australische Medienmogul Rupert Murdoch verkaufte die Zeitung an die malaysisch-chinesische Familie Kuok (u. a. «Shangri-La»-Hotels), und diese wiederum an den derzeitigen Eigentümer Jack Ma, Gründer des Tech-Giganten Alibaba und Vorzeige-Innovator Chinas.

Alibaba will mit der SCMP das Bild Chinas in der Welt mitprägen und die englischsprachige Welt über China informieren. Auch ist Alibaba durch die Akquisition der SCMP in Wirtschaftsfragen eine noch wichtigere Stimme der Interessen des Privatsektors gegenüber den mächtigen Staatskonzernen in China geworden. Tatsache ist jedoch auch, dass die SCMP immer noch erstaunlich Peking-kritisch unterwegs ist.

Die Website ist auf dem Festland nach wie vor gesperrt, die Printausgabe fristet ein Nischendasein und ist kaum erhältlich. Für Ernst Herb, langjähriger Asienkorrespondent der *Finanz und Wirtschaft* in Hongkong, ist das jedoch nicht zwingend als ein Zeichen funktionierender Meinungsäusserungsfreiheit zu werten. Vielmehr ist er der Ansicht, die SCMP werde von Peking als Feigenblatt benutzt. Im Wissen darum, dass die Zeitung der Partei nicht gefährlich werden kann, werde sie an der langen Leine geführt. Quasi als Beweis dafür, dass kritischer Journalismus auch in China existiert.



Erstaunlich Peking-kritisch.

In Festlandchina gibt es Tabuthemen, von denen man besser die Finger lässt, sofern man keine Probleme will. Dazu gehören der uneingeschränkte Machtanspruch der Kommunistischen Partei oder der Besitzanspruch auf Taiwan. Keinerlei Spielraum wird auch bei der Interpretation des Marxismus zugelassen. Diese ist alleine den Parteideologen vorbehalten. So kann es vorkommen, dass einer Publikation das Gut zum Druck der Zensurbehörde verweigert wird wegen eines durchaus wohlwollenden Beitrags eines Kolumnisten mit dem Titel: «Was würde wohl Karl Marx zum heutigen China sagen?». Kein Pardon kennen die im Ton stets freundlichen Zensoren auch bei Landkarten, auf denen Taiwan nicht klar und deutlich als Teil Chinas zu erkennen ist. Der Themenkomplex Tibet gilt mittlerweile als weniger sensitiv, seit Peking in dem einst bettelarmen Gebirgshochplateau markante Wohlstandszugewinne vorweisen kann.

Fabian Gull ist Kommunikationsberater und Publizist. Er lebt in Shanghai, Manila und Basel.



Inside Washington

Trumps Marsch

Religiöse Abtreibungsgegner könnten die Präsidentschaft entscheiden.

Eine Woche vor den demokratischen Vorwahlen in Iowa nahm der demokratische Präsidentschaftskandidat Pete Buttigieg an einer vom konservativen Fernsehsender Fox News übertragenen Wahlveranstaltung teil. Eine Pro-Life-Aktivistin der Demokraten konfrontierte den bekennenden Christen Buttigieg mit der Frage, ob er ein demokratisches Parteiprogramm unterstützen würde, das den Abtreibungsgegnern Platz böte. Der 38-jährige Hoffnungsträger sagte dem Publikum: «Ich bin für die Wahlfreiheit, und ich glaube, dass eine Frau in der Lage sein sollte, eine solche Entscheidung zu treffen.»

Kandidat Pete hat auf seiner Zielgeraden in Iowa unzufriedene Demokraten im Auge, die Trump unterstützen. Ein Abtreibungsverbot geht ihm vielleicht etwas zu weit. Am Freitag nahm Trump als erster Präsident an der «Marsch für das Leben»-Kundgebung teil. Die alljährliche Veranstaltung in Washington, D.C. ist eine der grössten Versammlungen der Hauptstadt, an der in der Regel über 100 000 Abtreibungsgegner aus dem ganzen Land teilnehmen. Trump gewann 81 Prozent der Stimmen der weissen evangelikalen Christen und 60 Prozent der Katholiken; er wurde mit grosser Begeisterung begrüsst.

Einige Kommentatoren verweisen kritisch auf den Zeitpunkt dieses Engagements des Präsidenten just im Wahljahr 2020. Doch Trumps Meinungsforscher John McLaughlin besteht auf Anfrage darauf, dass der einst überzeugte Befürworter einer liberalen Praxis «sehr prinzipientreu und loyal zu seiner Basis stehe [...] Es war kein politisches Kalkül. Er glaubt das.» Nach Ansicht der Wahlexpertin Karlyn Bowman ist die Abtreibung kein entscheidendes Wahlkampfthema. Aber, wie sie im *Forbes*-Magazin schreibt, bei einer knappen Wahl können einzelne Wähler den Unterschied ausmachen. McLaughlin ist zuversichtlich: «Die Pro-Life-Wähler werden Trumps Unterstützung an der Wahlurne honorieren.» Amy Holmes

Murugas weisse Revolution

Wie ein Inder aus ärmlichen Verhältnissen die Frauen des Landes reich beschenkte, indem er die Pein ihrer Menstruation linderte, und trotzdem bescheiden blieb.

Von Michael Bahnerth



Manche dachten, dass er das Blut junger Mädchen trinken würde: Arunachalam Muruganantham mit Gattin Shanti in seinem Haus in Coimbatore.

Indien ist ein Land mit unheimlich vielen und sehr praktischen Göttern. Es gibt nicht nur einen Gott für alles, sondern für alles einen. Es könnte sogar sein, dass es einen Gott für jeden Inder und jede Inderin gibt, das wären dann 1,3 Milliarden Götter. Mindestens aber, so sagen Hindus, existieren 330 Millionen. Der Gott eines Mannes, dessen Name so lang scheint, wie der Ganges ist, Arunachalam Muruganantham, ist Ganesha; ein beliebter Mann mit kugelförmigem Bauch, einem Elefantenkopf, riesigen Ohren und einem Stosszahn.

Er hängt über dem Schreibtisch in seinem Büro in Coimbatore, einer dieser wuseligen indischen Städte im Bundesstaat Tamil Nadu im Süden des Landes, gut eine Million Einwohner, zehnmal so viele Ratten, heilige Kühe, Motorroller, Armut.

Ganesha scheint in Muruganantham, der seinen ausufernden Namen zum Wohle der anderen und wohl auch seiner selbst zu «Muruga» kanalisierte, einen ihm verwandten Menschen gefunden zu haben. Zumindest hat sich Muruga all die Eigenschaften des Gottes zu eigen gemacht. Wie der Gott auch, ist er ein Entferner, ein Herr und Zerstörer von Hindernissen und ein Wohltaten Schenkender.

Wie ein Erdbeben

Muruga ist 57 Jahre alt, zählt zu den hundert einflussreichsten Personen auf der Welt, und seine Geschichte beginnt als ganz normale indische Tragödie, dreht sich komplett im zweiten Akt, und jetzt, im dritten, in dem im Grunde der Tod Regie führt, ist da etwas Elysches beinahe, ein ganz kleiner Himmel auf Erden für

ganz viele. Einer seiner schönsten Sätze ist: «Ich will wie ein Schmetterling sein, der Blüten bestäubt.» Einer seiner weisesten: «Wenn du reich wirst, hast du irgendwann ein Appartement mit einem Extraschlafzimmer, und dann stirbst du.» Einer seiner wahrsten: «Wo Nehru versagte, hatte eine Maschine Erfolg.»

Seine Maschine, seine Erfindung. Acht Jahre lang hat er daran gearbeitet, alles verloren in dieser Zeit, aber dann, 2006, war sie perfekt. Eine kleine Konstruktion, mit der indische Frauen in vier Arbeitsschritten, die in drei Stunden begriffen sind, selbst Binden herstellen können, bis zu tausend pro Tag. Murugas *handmade* Binden kosten im Schnitt 2,5 Rupien im Verkauf, also drei Rappen, das ist vier- bis fünfmal weniger als die handelsübliche Ware der Branchenführer. Die Frauen, die die Binden

herstellen, verkaufen sie selbst, nennen ihr Produkt «Fly» oder «Strong» und verdienen damit beinahe das Doppelte eines indischen Landarbeiters, also drei Franken am Tag. Der Markt für die Binden ist beinahe grenzenlos; über 400 Millionen indische Frauen sind in einem menstruationsfähigen Alter.

Murugas wohlätiges Binden-Business hat inzwischen den Ruf, die zweite «weisse Revolution» zu sein. Die erste war, die Milchproduktion zu vervierfachen. Das gelang so so lala. Die von Muruga initiierte ist wie ein Erdbeben, das die Krusten einer diesbezüglich wie versteinerten indischen Gesellschaft immer mehr zum Bersten bringt. Eine menstruierende Frau im ländlichen Indien voller Analphabeten war lange Zeit ein Wesen, das wie eine Aussätzige behandelt wurde. Menstruation war jeweils ein tagelanger gesellschaftlicher Tod, und die Frauen in ihrer Unwissenheit starben vor Scham mit jeder Blutung ein wenig mehr.

Da gibt es die Geschichte eines dreizehnjährigen Mädchens, das im Unterricht blutete, von einem Lehrer daraufhin so erniedrigt wurde, dass es sich umbrachte. Da sind Millionen von Geschichten von Mädchen, die in verlassenem Hinterhöfen voller Müll und Ungeziefer eilig wie Sünderinnen, die nicht ertappt werden wollen, die blutigen Tücher entsorgen und sie verschämt im Boden vergraben. Die heimlich und wie paralysiert versuchen, die Blutflecken auf ihren Saris zu entfernen. Nur schon die Tatsache, dass sie menstruieren und dabei das Gefühl haben, etwas Falsches zu tun, etwas das mit Schuld zu tun hat, eröffnet den Männern die Möglichkeit der Unterdrückung.

Das Problem ist, dass sich 88 Prozent aller indischen Frauen, bevor Muruga und seine Maschine kamen, Binden oder Tampons nicht leisten konnten. Also nahmen sie alte Lappen, unsaubere meist, oder Asche oder Zeitungen oder trockene Blätter. 70 Prozent aller indischen Frauen leiden offenbar unter Infektionen und der Gefahr eines massiv erhöhten Krebsrisikos.

1998 heiratete Muruga, Shanti hiess die Frau, eine grosse Liebe. Er war Hilfsarbeiter, der früh seinen Vater verloren hatte, schweisste da und dort herum, sie war zu Hause. Damals wusste er wie viele andere indische Männer nicht, was überhaupt Menstruation ist, weil es den Frauen gelang, sie zu verheimlichen. Eines Tages entdeckte er blutige Stofffetzen seiner Frau und stellte sie zur Rede. Seine Frau antwortete, dass sie die Wahl habe, entweder Binden für sich oder Milch für die Familie zu kaufen. Und dass das allen Frauen, die sie kenne, so gehe.

Er war schockiert, weil er die Tücher, die seine Frau benutzte, nicht einmal genommen hätte, um seinen Motorroller zu putzen. Muruga ging in den nächsten Laden, fragte nach einem Beutel Binden, der ihm so übergeben wurde, als ob es ein Heft mit harter Pornografie wäre. Zu Hause untersuchte er die Binde, stellte fest, dass zehn Gramm Baumwolle im Wert von zehn



«Fly» oder «Strong»: Bindenproduktion.

Paise, dem Zehntel einer Rupie, für vier Rupien, also vierzigmal mehr, verkauft werden.

Er fing an, in der Werkstatt eine eigene Binde für seine Frau zu basteln, gab sie ihr und sagte, sie solle ihm unverzüglich ein Feedback geben. Shanti sagte, das gehe nicht, sie müsse einen Monat lang warten jetzt. Muruga war erstaunt, der Monatszyklus war ihm bis dahin unbekannt. «Oh, nein», rief er aus, «ich kann nicht jeweils einen Monat lang warten, bis ich ein Feedback bekomme.»

Selbstversuch mit Ziegenblut

Er entwickelte weitere Binden, gab sie seinen Schwestern, die aber sollen ihm gesagt haben, dass sie «bei einer solch abartigen Sache nicht mitmachen, Bruder». Muruga stellte sich daraufhin vor eine Schule für Krankenschwestern, aber die hätten ihn wohl «für einen Perversen» gehalten. Inzwischen tröpkelten Gerüchte wie frisches Blut in die Adern und Venen seiner Nachbarschaft, Muruga mache sich an Frauen ran. Die Liebe seiner Frau begann zu verbluten, und eines Tages waren an ihrer Stelle nur ein paar Zeilen da: «Bin bei meinen Eltern.» Drei Wochen später wollte sie sich scheiden lassen.

Muruga flüchtete in die Werkstatt, litt und dachte nach. Wenn Frauen seine Binden nicht testen wollten, dann musste er einen Selbstver-

«Oh, nein, ich kann nicht jeweils einen Monat lang warten, bis ich ein Feedback bekomme.»

such in Angriff nehmen. Er nahm die Blase eines kleinen Fussballs, füllte sie mit frischem Ziegenblut vom Dorfmetzger, bohrte ein Loch in die Blase, befestigte sie etwas oberhalb seines Schrittes und ging in die Welt hinaus.

«Es war die schlimmste Zeit meines Lebens. Ich fing an zu stinken, ich war nervös, schaute unentwegt, ob ein Blutfleck auf meiner Hose sei. Furchtbar.» Muruga versuchte, seine Sachen am Dorfbrunnen zu waschen, im Schutze der Dunkelheit, aber er wurde gesehen. Am nächsten Morgen wechselten Leute die Strassenseite, wenn er ihnen entgegenkam. «Muruga ist krank da unten», diagnostizierten Nach-

barn. Sie sagten, das sei die Strafe für seinen Sexwahn, oder vermuteten, dass er ein Vampir sei. Manche dachten auch, dass er das Blut junger Mädchen trinken würde. Mitglieder des Panchayat, der Instanz für Gesetz und Moral im Dorf, sprachen ein Urteil. Muruga müsse sofort das Dorf verlassen. Weigerte er sich, würde er kopfüber an den heiligen Baum gebunden, so lange, bis das Böse aus ihm geflossen wäre. Muruga ging ein paar Tage weg und kam dann ohne seinen Menstruationsball und sauber gewaschen wieder zurück.

Er bastelte weiter an den Binden, verteilte sie umsonst an Studentinnen, weil er dachte, die seien klüger als die Mädchen aus seiner Nachbarschaft, aber er bekam nur ganz wenige benutzte Binden zurück, anhand deren er hätte sehen können, was noch nicht funktionierte. Er bewahrte die Binden in einem Schrank auf, wo seine Mutter sie entdeckte und dachte, ihr Sohn sei irgendein perverser Dämon. Sie verliess ihn ebenfalls. Muruga war jetzt allein, das ist nicht leicht; dafür hatte er, der erste Mann der Welt, der zehn Tage lang eine Damenbinde trug, Zeit. Die nächsten Jahre verbrachte er damit, seine Bindenmaschine zu bauen.

Zwei Jahre lang brauchte er, um herauszufinden, dass Binden aus dem Zellstoff von Kiefern-rinden hergestellt werden. Im Inneren fand er einen Kern aus komprimierten Holzfasern. Es war der Durchbruch. Um an Material zu kommen, gab er, der Hablose, vor, ein Millionär zu sein, der in Indien eine neue Fertigungshalle für Bindenproduktion bauen möchte, und bat US-amerikanische Hersteller um Musterbögen, die tatsächlich eintrafen. Eine herkömmliche Maschine, mit der er diese Fasern selbst herstellen könnte, würde 400 000 Franken kosten. Er entschloss sich, eine einfachere Version dieser Maschine zwecks Gewinnung von Zellulose zu bauen. Vier Jahre lang tüftelte er daran herum.

Inzwischen stehen weltweit 2200 von Murugas Bindenmaschinen in den armen Ländern der Welt. 1600 davon in Indien. 1900 Dollar kostet eine. Von NGOs, Selbsthilfeorganisationen oder Banken finanzierte Gruppen von Frauen kaufen sie, verkaufen später die besten, billigsten Binden der Welt und werden so zu Unternehmerinnen. Seine Erfindung verkaufen wollte Muruga nie. Er will klein bleiben, weil er sieht, was aus diesem Indien gerade wird, das sich zur nächsten globalen Wirtschaftsmacht aufbauen will. Er sieht mehr Verlierer als Gewinner.

Inzwischen sind seine Frau und seine Mutter zu ihm zurückgekehrt. Muruga lebt in klein wenig komfortabler, und anstatt eines Scooters fährt er einen alten Land Rover. Inzwischen ist Menstruation ein Thema in Indien, das sein Tabu verliert. Inzwischen sind Indiens Frauen dabei, sich aus den Klauen der Unterdrückung zu befreien. Wie sagt Muruga: «Das stärkste Wesen ist nicht der Tiger oder der Elefant. Es ist die Frau.» ○

Boris und der Geist von Eton

Der Mann, der nun das Vereinigte Königreich aus der EU führt, ist gewappnet für die Odyssee. Boris Johnson wurde gestählt und geschliffen in Eton, der Kaderschmiede britischer Brillanz. Dort herrschen bis heute einschüchternde Traditionen. Ein Absolvent erzählt. *Von Ivo Delingpole*

Hätten Sie um die Mitte der 2000er Jahre erklärt, dass David Cameron Premierminister wird, hätte man Sie ausgelacht. Wenn Sie dann noch gesagt hätten, dass Boris Johnson ein paar Jahre später in Downing Street 10 einziehen wird, hätte man Sie für völlig plemplem gehalten. Damals wurde das Land von Tony Blairs Labour beherrscht, die Hegemonie der alten Etonianer war verblasst, die Tage von Harold Macmillan, Alec Douglas-Home und all den anderen Premierministern, die diese althehrwürdige Institution besucht hatten, waren Geschichte. Trotzdem wurde Cameron der 19. Premierminister, der in Eton erzogen worden war, und Boris der 20. – womit fünf von insgesamt vierzehn Premierministern, die ihr Amt während der Regentschaft von Königin Elisabeth II. ausgeübt haben, *old Etonians* waren.

Als ich dort aufgenommen wurde, galten einschüchternde Traditionen. Man hatte zwar eine Woche Schonzeit, um sich zurechtzufinden, aber es dauerte viel länger, bis man sich an die neue Situation gewöhnt hatte. Allein schon die Schuluniform, der *cut*, in dem man wie ein Pinguin aussieht und an dem selbst das Produktionsteam von «Downton Abbey» seine Zweifel hätte, ist ein Kulturschock. Lehrer heissen *beaks*, Hausaufgaben sind «EW» (*extra work*), und ständig droht die Strafe mit dem *tardy book*, die beinhaltet, dass man in aller Früh aufstehen und sich im Sekretariat melden muss. Das Alltagsleben der Schüler wird vom Tutor, *house master* und von der *dame* bestimmt, einer Art Ersatzmutter, und ausserhalb des Unterrichts ist man sich selbst überlassen. Manch einer wird mit diesem Übermass an Eigenständigkeit nicht fertig.

Erfolg ist immer in Reichweite

Man ist ständig umgeben von Einrichtungen, die nach berühmten ehemaligen Etonianern benannt sind – John Maynard Keynes ist der Namensgeber eines Wirtschaftsklubs, eine Bibliothek ist nach William Gladstone benannt –, so dass man gar nicht anders kann, als sich als Erbe einer grossen Dynastie zu sehen. In der «Upper School», einem grossen Raum, der heute vor allem als Vortragssaal genutzt wird, sind die Wände bedeckt mit Marmorbüsten berühmter *old Etonians*, und man kann sich mühelos vorstellen, selbst einmal eine solche Persönlichkeit zu sein. In unserer ersten Versammlung drückte es der Direktor so aus: «Wenn ihr wisst, dass einige interessante Leu-



Echter Wandel: Eton-Schüler Johnson, 1979.

te später interessante Sachen getan haben, ob George Orwell oder der Herzog von Wellington, dann drängt sich natürlich die Frage auf: Warum nicht auch ich?» Erfolg ist sozusagen immer in Reichweite, und oft erzählen Lehrer, wie sie einen berühmten Schauspieler beim

Rauchen erwischten oder wie schlecht ein später angesehener Wissenschaftler als Schüler gewesen war. Das gilt auch für den Dienst in der Armee, vor allem wenn man (beispielsweise auf dem täglichen Weg zur Kapelle) an den Ehrentafeln für die Teilnehmer am Ersten

Weltkrieg vorbeikommt: 1157 Etonianer fielen, und 37 wurden mit dem «Victoria Cross» ausgezeichnet (17 mehr als an jeder anderen Schule).

Im abschliessenden Jahr macht es grossen Spass, sich vorzustellen, welcher Mitschüler später besonders erfolgreich sein wird und (was niemand abwegig findet) wer später einmal Premierminister sein könnte. Kandidaten, die in Betracht gezogen werden, sind keineswegs auf bestimmte Gruppen beschränkt – weder sind es bloss glänzende Debattierer, noch spielen sie in einer speziellen Rugbymannschaft. Tatsächlich sind es oft diejenigen, die sich schwer einordnen lassen oder gerade nicht einer der prestigeträchtigen Gruppen angehören. Um in Eton angenommen zu werden, muss man im berühmtesten «List Test», der aus einer computergestützten Beurteilung und einem Gespräch mit einem Lehrer besteht, gut abschneiden. Für einen Elfjährigen kann das ziemlich brutal sein (ein Junge gab während unserer Prüfung unter Tränen auf), zumal niemand weiss, was genau geprüft wird. Gefragt sind nicht Bewerber, die in eine bestimmte Kategorie passen. Potenzial wird höher bewertet als vorhandene Fähigkeiten, aber vor allem muss man interessant sein. Da nur jeder Fünfte die Aufnahmeprüfung schafft

Potenzial wird höher bewertet als vorhandene Fähigkeiten, aber vor allem muss man interessant sein.

(das Verfahren ist strenger als an den Universitäten Oxford und Cambridge) und nach fünf Jahren die allerbesten Leistungen erwartet werden, ist es kein Wunder, dass Etonianer später so erfolgreich sind.

Für die Neuen präsentiert sich das Leben als unverhohlenen elitäre Veranstaltung, und Leistung ist alles. Zu Boris' Zeiten wurden die Examensergebnisse vom Schuldirektor vor versammelter Mannschaft verlesen (bei uns gab es nur Listen), und wenn man so direkt mit seinen Altersgenossen verglichen wird, entwickelt man naturgemäss Leistungsbewusstsein. Selbst die Texte, die im Unterricht behandelt werden, handeln von Individuen, die in einer gnadenlosen Welt nach grandiosen Erfolgen streben. In Französisch lasen wir Maupassants «Bel-Ami», in Latein Ciceros «De imperio» und in Englisch Shakespeares «Hamlet». Stets ging es um Macht, ihre Bedeutung und darum, wie man es anstellt, Macht zu erringen – auf welchem Weg auch immer.

Als leidenschaftlicher Altsprachler kultivierte Boris viele Dinge, die ihn so erfolgreich machen (rhetorisches Talent, Charme, Schlagfertigkeit), anhand des reichen Schatzes der altsprachlichen Literatur. In Eton konnte er sie dann praktisch einüben. Unzählige Male bot sich ihm die Gelegenheit, mit anderen Schü-

lern und prominenten Gastrednern zu argumentieren und zu debattieren (in der jüngsten Zeit wurden John Kerry und Sir Elton John als Redner eingeladen) und dabei ebenjene Fähigkeiten zu verfeinern, die ihn zu einem so geschickten und beliebten Politiker machen. Er wurde «Secretary of Debating», Chefredaktor der Schülerzeitung *The Chronicle* und schliess-



Wer wird nächster Premier? Spitzeninternat Eton.

lich «Pop» (wie Präfekten in Eton heissen): erste Gelegenheiten, sich mit seinem Namen und Charakter in die Annalen von Eton College einzuschreiben.

Platon, Raffael, Boris

Er hat sogar das bemerkenswerte, seltene Kunststück geschafft, dass ihn alle Welt unter seinem Vornamen kennt – wie Platon, Raffael und Madonna, die die westliche Kultur geprägt haben. Seine Kritiker sprechen hartnäckig von «Johnson» (besonderen Eifer legt dabei Alastair Campbell an den Tag) und versuchen, ihn als Politiker abzutun, der von der Realität keine Ahnung hat, was ihnen aber nicht gelingt.

Wie Pompeius in «De imperio» wird Boris geliebt und als schamloser Populist angesehen. Wie Pompeius mit seiner grossen Mehrheit ist Boris eine Machtposition zugewachsen, die ihm deutlich mehr Möglichkeiten eröffnet als sonst einem x-beliebigen Premierminister. Befreit von dem parlamentarischen Patt, das Theresa May hinterliess, hat Boris nun die Chance, einen echten Wandel in der britischen Politik herbeizuführen, seinen Weg zu einer konservativen Legende zu festigen und sich einer Marmorbüste als würdig zu erweisen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Ivo Delingpole studiert im zweiten Jahr an der Universität Durham englische Literatur. Er besuchte Eton von 2012 bis 2017.



Die Bibel

Er ist es

Von Peter Ruch

Denke vielmehr an den Herrn, deinen Gott, denn er ist es, der dir Kraft gibt, Reichtum zu erwerben (Deuteronomium 8,18). Dieser Satz steht in einem der schönsten und bewegendsten Kapitel des Alten Testaments. Es fasst die Geschichte und die Gegenwart zusammen: Die Israeliten haben auf der Wüstenwanderung viel Unbill ertragen, aber ein wunderbares Ziel erreicht. In diesem Land gibt's Wasser, Weizen, Gerste, Reben, Feigen, Granatäpfel und Eisenerz. Das Eisen benötigt menschliches Zutun, und das gilt auch für die allermeisten Lebensmittel. Der Weg zum Wohlstand ist steinig und lang. Das könnte darüber hinwegtäuschen, was der Bibeltext sagen will.

Für viele ist Gott ein majestätisches Geheimnis hoch über den Sternen oder jenseits des Weltalls. Dass er uns Menschen Kräfte gebe, ist dann eine unsichere Sache. Und womöglich könnte er mein Feind sein. Nun ist er jedoch «dein Gott». Das heisst, er ist barmherzig und hat dir wundervolle Räume aufgetan. Damit tritt alles, was wir über ihn denken, in den Hintergrund. In den Vordergrund rückt das, was er über uns denkt. Er könnte verächtlich über uns denken und es ohne uns machen. Das tut er aber nicht. Er gibt uns Kraft und rüstet Kopf, Herz und Hand aus. Um Getreide anzubauen und Eisen zu gewinnen, braucht es Köpfcchen.

Aber das genügt nicht. Es braucht das Zusammenspiel aller drei Kräfte und unterschiedlichster Menschen. Das hat sagenhafte Resultate gezeitigt und tut es weiterhin. Dass Gottes Kraft dahintersteckt, tönt sperrig. Deshalb wurde bei der Übersetzung «vielmehr» eingefügt. Im Vers 17 lese ich: *Du sollst dir nicht einbilden, alles selbst gemacht zu haben.* Denke vielmehr an den, der dir Kraft gibt. An ihn zu denken und auf ihn hinzuweisen, ist die Kernaufgabe der Kirche. Sie muss die Nebenwirkungen nicht verschweigen. Redet sie aber bloss noch von ihnen, dann tut sie so, als hätten wir alles selbst zustande gebracht und könnten alles selbst wieder in Ordnung bringen. Mit dieser Botschaft wäre die «Kirche» nicht mehr Kirche.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



«Bald erzähle ich mehr»: Jean Paul Gaultier im Hotel «Grand Bretagne», Athen, 2019.



Ikone der Woche

Der grosse Blonde geht

Von Mark van Huissing

Es gibt Berufe, Pardon, Berufungen, in denen man nicht zurücktritt: Papst, König oder Couturier zum Beispiel. Jedenfalls nicht, wenn man gut darin war. Jean Paul Gaultier, der vergangene Woche in Paris seine letzte Kollektion der hohen Schneiderkunst zeigte, hat es trotzdem getan. Der 67-jährige Franzose macht seit fünfzig Jahren Mode; diese Zahl nahm er zum Anlass für seinen Rücktritt, den er, *fashionably*, auf dem Social-Media-Bilderkanal Instagram ankündigte. Das heisst, ganz wolle er die Finger doch nicht davon lassen, sagte er – «Gaultier Paris wird fortgeführt, bald erzähle ich mehr».

Was kann das bedeuten? Vielleicht, dass er die paar Dutzend Kundinnen, die es sich noch leisten können und wollen, 50 000 Euro für ein Kleid auszugeben, weiter bedienen wird. Aber ohne *défilés*, Modeschauen, zu veranstalten. Denkbar, dass diese Veranstaltungen – die letzte fand vor 2500 Gästen, darunter Carla Bruni oder Béatrice Dalle, statt – der spanischen Modefirma Puig, der er die Mehrheit seines Hauses verkaufte, zu teuer wurden. Gaultier wuchs in einer Pariser Vorstadt auf, der Vater war Buchhalter, die Mutter Büroangestellte, *pas très chic*. Sein Vorbild war die Grossmutter mütterlicherseits, Marie, die Kundinnen in Stil- und Lebensfragen beriet und massierte. Er verbrachte viel Zeit in diesem frühen Wellnessstudio in der Banlieue. Wenn gerade nichts los war, schauten Marie und er sich Fernsehübertragungen aus den Folies Bergère, einem Kabarett- und Variété-Theater, an.

Dem breiten Publikum wird in Erinnerung bleiben, dass er Röcke für Männer entwarf und Kleider aus Gummi, Latex oder, einmal, aus Brot. Sowie das Korsett mit den zwei konischen Hohlkörpern für Madonna, das sie 1990 auf ihrer «Blond Ambition Tour» trug. Ferner die von ihm präsentierte TV-Show mit Namen «Eurotrash», da hatte er die Haare ebenfalls noch platinblond. Man sollte aber wegen dieser witzigen Stationen seiner Laufbahn nicht vergessen, dass er vor allem sein Handwerk beherrschte. «Mit schwungvollen Smoking-Entwürfen etwa zeigte Gaultier, weshalb man ihn als Erben Yves Saint Laurents bezeichnete», schrieb die Modedesignerin der *New York Times*.

Ich habe ihn einmal gefragt, wie er die Art, sich selbst zu kleiden, beschreiben würde. «Respektlos, eklektisch, rebellisch, kontrovers, kosmopolitisch, gut gelaunt, einfallsreich, augenzwinkernd, frech und speziell», antwortete er. Er meinte damit wohl mehr seine Persönlichkeit.

Jean Paul Gaultiers Entwürfe und seine Persönlichkeit werden der Modewelt fehlen. Er war nicht bloss ein guter Couturier, er war ein grosser Couturier.

Nacktes Genie

Die Hollywood-Diva Hedy Lamarr gilt zwanzig Jahre nach ihrem Tod vor allem als grosse Erfinderin: Mobilfunk, WLAN-Netzwerke und Bluetooth gäbe es ohne sie wohl nicht. *Von Oliver vom Hove*

Sie war eine Leinwandgöttin, ein globaler Filmstar, wurde «die schönste Frau der Welt» genannt. Und zugleich war sie eine hellwache Erfinderin, geniale Entdeckerin einer neuartigen Technik der Funksteuerung. Das war nicht nur in Hollywood eine Rarität.

Vor allem war die Wienerin Hedy Lamarr, die ursprünglich Hedwig Kiesler hiess, eine Femme fatale, die sie nicht nur im Film so erschien. Ihre Lebensgeschichte bezeugt augenfällig: Ihre Verführungsmacht, der alle Männer in ihrer Umgebung unweigerlich ausgesetzt waren, wurde von diesen authentisch erlebt. Von Jugend an wusste sie um die Magie ihrer Schönheit und setzte sie uneingeschränkt ein.

Grossbürgerliche Herkunft

Ihre Mutter nannte sie zwar «mein hässliches Entlein». Für die selbstbewusste höhere Tochter Hedwig Eva Maria Kiesler, die am 9. November 1914 im Wiener Nobelbezirk Döbling auf die Welt gekommen war, bedeutete diese neckische Bemerkung jedoch mehr Ansporn als Abwertung. In ihrer grossbürgerlichen Familie des assimilierten Wiener Judentums – der Vater war Bankdirektor, die Mutter ehemalige Konzertpianistin – gehörte eine gediegene Ausbildung an einer Privatschule sowie Klavier- und Ballettunterricht zur gesellschaftlichen Grundausrüstung. Theater- und Opernbesuche mit den Eltern vermittelten ihr zudem von früh an höchstwillkommene Kenntnis der Bühnenkunst.

Kurze Zeit besuchte Hedy auch ein Internat in Luzern. Doch mit sechzehn brach sie aus der Schule aus, um sich ganz der Schauspielerei zu widmen. Noch im selben Jahr gab sie im frühen Tonfilm «Geld auf der Strasse» ihr Leinwanddebüt. Nur zwei Jahre später spielte sie im Streifen «Man braucht kein Geld» als Achtzehnjährige neben Hans Moser und Heinz Rühmann bereits eine Hauptrolle.

«Die schönste Frau der Welt» – dieses geflügelte Wort prägte damals kein Geringerer als Max Reinhardt. Es machte demgemäss rasch die Runde, als Hedwig Anfang der dreissiger Jahre in Berlin im Theater des Wiener Bühnenmagiers kleine Rollen spielte.

Den lebensentscheidenden Skandal löste der im Sommer 1932 vom tschechischen Regisseur Gustav Machatyj in der Nähe von Prag gedrehte Arthouse-Film «Ekstase» aus. Darin sah man Hedwig Kiesler splitternackt in einem See schwimmen und durch ein Wäldchen laufen. Das filmgeschichtliche Novum betraf vor allem

auch eine ekstatische Liebesszene, in der das Gesicht der Schauspielerin in Grossaufnahme unverkennbar einen Orgasmus zeigte.

Der 1934 bei den Filmfestspielen in Venedig ausgezeichnete Kunstfilm erregte internationales Aufsehen und machte die Hauptdarstellerin schlagartig weltberühmt. Der Papst verurteilte «Ekstase». Auch die einflussreiche amerikanische Sittenwächterorganisation Legion of Decency sprach sich vehement gegen den Film aus. Hitler verbot ihn zunächst, liess ihn aber später in entschärfter Fassung unter dem Titel «Symphonie der Liebe» zeigen.

Eifersüchtiger Waffenfabrikant

Empört indes waren vor allem Hedwigs Eltern. Sie drängten ihre neunzehnjährige Tochter, den Heiratsantrag des vierzehn Jahre älteren Waffenfabrikanten Fritz Mandl anzunehmen. Der Industrielle, der zu den reichsten Männern Österreichs zählte, bewunderte Hedwig im Theater an der Wien, wo sie mittlerweile als junge Kaiserin «Sissy» in Fritz Kreislers gleichnamigem Singspiel Erfolge feierte.

Die Hochzeit im Sommer 1933 setzte der Filmkarriere der nunmehrigen «Madame Mandl» vorerst ein Ende. Ihr eifersüchtiger Ehemann, der Geschäftsbeziehungen nicht nur mit Italiens Duce Mussolini und Ungarns Reichsverweser Miklós Horthy, sondern auch mit dem Dritten Reich unterhielt, kaufte alle erreichbaren «Ekstase»-Kopien auf. Seine Frau hielt er auf seinem Landsitz in Niederösterreich wie in einem goldenen Käfig fest.

Daraus entflohen sie nach vier Jahren Ehe 1937 bei Nacht und Nebel nach Paris und ging anschliessend nach London, wo sie den mächtigen Filmproduzenten Louis B. Mayer kennenlernte. Auf der Überfahrt in die USA mit dem Ozeandampfer «Normandie» bot ihr der MGM-Studioboss einen langfristigen Vertrag und einen neuen Namen an: Hedy Lamarr.

Zum Einstand in Hollywood lieferte Hedy 1938 im exotischen Film «Algiers» als ebenso verführerische wie zwielichtige Fremde einen Sensationserfolg. Gekleidet in raffiniert geschnittene orientalische Gewänder im Turban-Look, bestach sie als Beauty in der nächtlichen Kasbah von Algier mit dunkel verschattetem Antlitz und geheimnisvoller Unnahbarkeit.

Makellose Schönheit

Die Rätselhaftigkeit ihrer grossgewachsenen Erscheinung, betont durch die makellose Schönheit ihrer Gesichtszüge und das als



Schlagartig weltberühmt: Hedy Lamarr im

«europäisch» empfundene mittellange schwarze Haar, bildete auch weiterhin den überwältigenden Sex-Appeal, der von der Schauspielerin ausging. Ihr Bild leuchtete von den Titelblättern der Illustrierten, die Modeindustrie bemächtigte sich ihrer eleganten Gestalt, die un-

In ihren Filmen bestach sie mehr durch ihre Schönheit als durch schauspielerisches Können.

ter anderem mithilfe, den Hosenanzug in der Damenmode durchzusetzen. Ihr Frauentyp wurde so beliebt, dass Walt Disney sie zum Vorbild für die zentrale Figur seines ersten Märchentrickfilms «Schneewittchen» wählte.

In 24 Filmen spielte Hedy Lamarr in ihren ersten zehn Jahren in Hollywood. Sie zeigte sich mit Grössen wie Spencer Tracy, Clark Gable, James Stewart auf der Leinwand. In all ihren Hollywoodfilmen bestach sie stets mehr durch ihre Schönheit als durch überragendes schauspielerisches Können. Abträglich waren dabei gewiss auch ihre etwas schrille Stimme und der



Spielfilm «Ekstase», 1933.

hörbare Akzent. Andererseits legte sie MGM schonungslos auf den Typ des verführerischen wie exotischen Vamps fest, der den sexistischen Voyeurismus des vorwiegend männlichen Publikums zu bedienen hatte. So schlängelte sich die Schauspielerinnen dann eben etwa in «White Cargo» so aufreizend wie möglich als augenrollende, hüftenschwingende Urwaldschönheit Tondelayo durchs zwielichtige Filmgeschehen. In ihrem grössten Hollywood-Erfolg hingegen, der monumentalen Bibelverfilmung «Samson and Delilah», brillierte sie mit glanzvoll drapierten Auftritten als arglistige Philisterin, die den feindlichen Riesen verführt.

Klaviere und Torpedos

Was indes aufmerksamen Partnern nicht entging, war Hedy Lamarrs erfinderischer Geist. Für Howard Hughes, den befreundeten Luftfahrtpionier, hat sie einen Flugzeugrumpf mit verbesserten aerodynamischen Eigenschaften ersonnen. 1940 verfolgte die jüdische Schauspielerinnen Hitlers Kriegserfolge in Europa mit grösster Besorgnis. Um die US-Navy im Kampf gegen Nazideutschland zu unterstützen,

dachte sie über ein störungsfreies Funksteuerungssystem für Torpedos nach. Bei den vielen Salongesprächen im Anwesen des Waffenfabrikanten Mandl hatte dessen technisch interessierte junge Ehefrau die Schwierigkeiten bei der Planung ferngesteuerter Torpedos kennengelernt, deren Funksteuerung sich als allzu anfällig für Störungen durch den Feind erwiesen hatte. Ihr kam die Idee, das Steuerungssystem der Torpedos auf mehrere Frequenzen zu verteilen, um die Gefahr der Radarortung zu bannen. Ungelöst blieb dabei das Problem der Synchronisierung des Signals zwischen Sender und Empfänger.

Als sie den Avantgardekomponisten George Antheil kennenlernte, brachte dieser seine Kenntnis über die Konstruktion von automatischen Klavieren ein, die mit einer Art Lochstreifen gesteuert wurden. Zusammen entwarfen sie ein Torpedo-Lenksystem auf 88 Frequenzen, entsprechend den 88 Tasten der Klaviatur, und liessen ihre Erfindung am 11. August 1942 patentieren.

Die US-Navy machte damals keinen Gebrauch davon, setzte das Verfahren aber 1960 in

der Kubakrise erstmals ein. Da war freilich der Patentschutz bereits abgelaufen. Die Erfinder gingen leer aus.

Im Jahr 1990 veröffentlichte das Wirtschaftsmagazin *Forbes* erstmals einen grossen Artikel über die Erfindung, in dem auch deren Weiterentwicklung dargestellt wurde. Heute gilt das Frequenzsprungverfahren als Grundidee bei der Entwicklung moderner Kommunikationsmittel wie Mobilfunk, WLAN-Netzwerke und Bluetooth.

Die späte Anerkennung ihres Erfindergeists durch zahlreiche Wissenschaftspreise konnte Hedy Lamarr noch erleben, ihre Aufnahme in die National Inventors Hall of Fame allerdings nicht mehr. In Deutschland, Österreich und der Schweiz wird mittlerweile ihr Geburtstag am 9. November alljährlich als «Tag der Erfinder» gefeiert.

Kurzzeitiger Schweizer Ehemann

Mit den Jahren wurde immer offenkundiger, wie frustriert Hedy in Hollywood war. Sie fühlte sich gefangen in einer «Illusion von Identität», die nicht im mindesten mit ihrem Selbstverständnis übereinstimmte. Zudem tat sie sich schwer mit dem Altern, im Leben wie in der stets heftig gesuchten Liebe. In ihren insgesamt sechs Ehen gab sie sich so kapriziös wie am Filmset. Dauerhaftes Glück fand sie nicht. In ihrer längsten Ehe mit dem britischen Schauspieler John Loder hatte sie zwei Kinder, ein weiteres wurde adoptiert.

Ehemann Nummer vier wurde 1951 für neun Monate der Schweizer Jazzmusiker und Bandleader Teddy Stauffer. Kurze Zeit zog sie mit den Kindern zu ihm ins mexikanische Acapulco, das er zu einem Eldorado der Hautevolée ausgebaut hatte. Doch die Hitze, die manische Eifersucht des Managers und andere Unzukömmlichkeiten vertrieben sie bald wieder aus dem «sickening paradise», wie sie Stauffers Hotel «La Perla» nannte. Der Vorzug des Schweizer, erklärte sie später, habe nicht zuletzt darin bestanden, dass sie mit ihm Deutsch sprechen konnte.

Ihr Markenzeichen «schönste Frau der Welt» wurde zu einer immer stärkeren Belastung. Zahlreiche Schönheitsoperationen und die in ihren Kreisen verbreitete Tablettensucht entstellten sie. Ihre Einsamkeit wurde zwanghaft. Zweimal wurde sie als Ladendiebin ertappt. Die «Freizügigkeit» beim Einkauf erklärte sie damit, dass ihr «die Menschheit etwas schuldig» sei.

Das abenteuerliche Leben endete nicht ohne Tragik. Zuletzt verliess die verstörte Diva kaum noch ihre Wohnung, damit niemand ihren Verfall sehen konnte.

Vor zwanzig Jahren, am 19. Januar 2000, starb Hedy Lamarr 85-jährig in ihrem letzten Wohnsitz in Florida. In ihre geliebte Heimatstadt Wien kehrte sie nur als Besitzerin eines Ehrengrabs zurück.

Grosse kleine Udopie

Udo Lindenberg malt dieser Tage ein bisschen, komponiert ein bisschen, raucht Zigarren und ist damit beschäftigt, Udo zu sein. Ein Film bringt jetzt seine Jugend zurück ins Leben. Wirkt die Udo-Romantik auch heute noch? *Von Michael Bahnerth*

Die Zeit scheint noch nicht weit zurück und doch lange her, als es für junge Männer und Frauen reichte, lange Haare zu haben, das Rote Büchlein Maos mindestens in der Tasche, Marihuana im Hirn und Pazifismus im Herzen, ein wenig Esoterik in den Hoden und eine Scheisswut auf die Welt da draussen, um sich ab- und auszugrenzen, um ein Hippie zu sein, ein Taugenichts und Tagedieb; einer oder eine, die nicht dazugehören zum Grossen und Ganzen der meisten.

Sie liefen meist etwas geduckt durch die Vororte oder Dörfer, in denen irgendeine Ungerechtigkeit sie hatte aus dem Himmel fallen lassen und wohnen liess, in diesem ranzigen Fluidum aus Bohnerwachs überall, aus rechtshaberischer Wohlanständigkeit, die sich hinter einem verlogenen Duft von Lavendel und «Old Spice»-Aftershave versteckte, aus VW Käfer oder Mercedes, in denen auf der Heckbank eine Rolle Toilettenpapier mit Wolle umhäkelt war, und auf der Rückbank lag ein Kissen mit gestricktem Bezug, auf dem die Autonummer stand.

Es gab für diese Generation, die Anfang der 1960er Jahre irgendwas ab sechzehn Jahre alt war, nur vier Wege, um dem Würgegriff des bürgerlichen Wahnsinns zu entfliehen. Selbstmord war einer; abhauen, am besten nach Indien oder wenigstens in die Hauptstadt, ein anderer; LSD am besten oder mindestens Haschisch ging auch; und wenn nichts ging, dann Alkohol, Unmengen davon, viel mehr als genug, um die eigenen Eltern im Suff zu ertränken und dem eigenen Leben schmerzfreie Umdrehungen zu verpassen.

Schule, Strasse, Sexladen

Viele dieser Generation lebten nach ein paar verschärften Jahren wieder in Vororten und Dörfern, in den Häusern ihrer Eltern, die ein wenig bunter waren und trotzdem farblos blieben, die Gärten mit denselben Hecken, nur wildwüchsiger und ohne Zwerge, viel mehr hatte sich auch nicht verändert; dieselben Ängste, dieselben Grenzen, ähnliche Vorurteile. Ein paar verfringen sich im undurchdringlichen Wurzelwerk ihrer Seelen und fielen in den dunklen Schlund der Welt. Und eine Handvoll vielleicht wurde zu Helden mit einem eigenen, den Zeiten trotzbaren Kosmos.

Wahrscheinlich ist Udo Lindenberg, der Sohn eines mit sich selbst hadernenden Klempners, der sich für einen grossartigen Installateur hielt und täglich in etwa die Menge Schnaps trank,



Eigener Kosmos: Rocker Lindenberg (l.), Darsteller Bülow.

die ein WC bei einer Spülung an Wasser abgibt, solch ein Held. Er taugt gut zum Helden, weniger wegen seiner Verletzlichkeit und der Angst zu versagen wie sein Vater, sondern mehr, weil er trotz seiner Exzesse, seiner unstillbaren Sehnsucht, seiner unsterblichen Romantik, seiner Weigerung gegenüber bürgerlichen Lebensformen stets ein Bürgerlicher geblieben und innerhalb der klein- und ansatzweise grossbürgerlichen Kreise zur Galionsfigur all jener aufgestiegen ist, die zwar Spiesser geblieben sind, aber darauf hoffen, dass sie, wenn sie ein Elementarteilchen von Udos Universum sind, sich selbst und ihrem molekularen Dasein entfliehen können.

Es ist schwer, zu sagen, ob Udo selbst dem Spiessertum entronnen ist oder ob seine an den Tag gelegte Coolness, diese vordergründige, monotone Schnoddrigkeit, verpackt in einer Sprache zwischen Schule, Strasse und Sexladen, nicht einfach eine grossartige Camouflage ist, hinter der er seine kleinen Nöte verbirgt, diese Vulkane in seiner Seelenlandschaft, die lange Zeit immer wieder ausbrachen und deren Lava ihn verbrühte und mit dem Boden seiner Herkunft verklebte.

Vielleicht dies als Beispiel für Udos Taue zum Bürgertum: 2010 gab das Bundesministerium der Finanzen zwei von Udo gestaltete Sonderbriefmarken heraus. Nun ist es so, dass

ein wahrer Rock'n'Roller auf so was natürlich scheissen würde. Udo scheisst aber nicht drauf, macht also mit, distanziert sich aber gleichzeitig, indem er sich auf den Marken selbst karikaturistisch darstellt. Das ist Udos Spagat zwischen sich selbst und der Welt.

Dude und Grandseigneur

Seit kurzem läuft ein Film in den Kinos, «Lindenberg! Mach dein Ding», heisst er, und er handelt von Udos Initiation. Es ist seine Geschichte von der Kindheit im westfälischen Gronau im Münsterland, einem betulichen Städtchen nach altem deutschem Muster, in dem immer noch die CDU vor der SPD die Mehrheit hat. Heute steht eine Bronzestatue von Udo in Gronau.

Jan Bülow, der letztes Jahr am Zürcher Schauspielhaus engagiert war, spielt Udo, und zwar vortrefflich. Die Meinungen über den Film sind sehr geteilt, die FAZ verliebte sich in den Film, schreibt von «dramatischer Verdichtung», der Spiegel konnte überhaupt nichts damit anfangen, wirft dem Streifen beliebigen Biografismus vor, dass er eine kleine Werbeshow für Udo sei und dass er anöde. Ich hab ihn gerne gesehen, es waren 134 Minuten, in denen gesoffen wird, gelitten, geliebt, gevögelt, geweint, gekotzt, in denen jeder der Akteure unter diversen, meist unterhaltsamen Deformationen der Wahrnehmung leidet und in denen Nutten noch Bordsteinschwalben sind.

Der Film zeigt, wie aus Udo wurde, was er heute, 73-jährig, ist, so eine Mischung aus *dude* und Grandseigneur, Ikone und Alibi, bringt ins Bild, welche Fähnrisse sich auf seinem Weg raus aus Gronau hinein in die Welt, also Hamburg hauptsächlich, ihm entgegenstellten. Alles atmosphärisch grossartig träumerisch in dieser Szenerie der 1970er Jahre, wohl eines der grössten Jahrzehnte der Menschheitsgeschichte, in dem Freiheit als Begriff und Lebensmaxime in etwa so dominant war, wie es der Klimawandel heute langsam wird. Es war damals eine Welt, die unschuldig war, obwohl sie schon dabei war, kaputtzugehen. Sie war ein Laboratorium der Lebensentwürfe, der Exzesse, der Utopien, der wunderbaren Irrtümer. Auf dieser Mixtur surften die Existenzen. Und es gab Wellen, nicht bloss dieses aufgeregte Geplätscher von heute.

Glenn-Miller-Schicksal

Udo war da in Gronau, trommelte auf jedes Blech, das in seine Nähe kam, und war sich sicher, dass er ein Glenn-Miller-Schicksal habe, also irgendwann eine eigene Band und er ganz vorne. Schon als kleiner Dreizehnjähriger sagte er vor allem Mädchen, dass er mal ganz gross rauskomme. Aber zuerst wurde er noch kleiner und träumte verzweifelt vom Grossen, liess sich in Düsseldorf zum Kellner ausbilden, weil er danach auf einem Kreuz-

fahrtschiff anheuern wollte und die Welt sehen und Frauen vögeln. Um das Kellnerdasein zu ertragen, soff er Unmengen von Schnaps und trocknete innerlich Schluck für Schluck aus.

Gleichzeitig spielte er in Kneipen Schlagzeug, machte sich als Drummer langsam einen Namen und geriet irgendwann an den Saxofonisten Klaus Doldinger, der die «Tatort»-Melodie komponierte und bei der Udo auf das Schlagzeug drosch. Es war ein Leben in der Dunkelheit der Klubs, mit Bordsteinschwalben als Freundinnen, ein paar Kumpels, keine Kohle, jeden Abend ein Suff, um gleichzeitig die Sehnsucht zum Schweigen und zum Sprechen zu bringen.

Buhrufe im Offiziersklub

Als er, wieder einmal, ein bisschen weiter unten war als fast ganz unten, nahm er einen Job als Drummer an, Truppenbetreuung, amerikanische Truppen, in Libyen. Udo musste Rock'n'Roll spielen, immer dieselben Lieder für immer dasselbe Publikum, er trank Whisky wie ein Verdurstender. Es gab in diesem Offiziersklub eine Schlüsselszene. Der Auftritt ist vorbei, Udo trinkt, tapst vor das Mikrofon und beginnt zu singen. Der Klubmanager hört es, bittet beim nächsten Auftritt Udo vor das Mikrofon, aber die dumpfen GIs buhen ihn aus. Udo verfällt sofort in eine Art väterlichen Klempner-Komplex, und das war's dann erst mal für eine gewisse Zeit.

Frauen kamen und verliessen ihn wieder, er suchte Nähe und doch stets das Weite, der Alkohol war mal Freund, dann wieder Teufel, und was immer blieb, seltsamerweise, war diese Zuversicht, dass er tatsächlich mal gross rauskommen würde. Wie beseelt war er davon, und wenn Udo ein Geschenk vom Himmel mit auf die Erde bekommen hat, dann war es diese Zuversicht, die ihn auch nicht verliess, wenn er neben einer leeren Flasche aufwachte und sich vollgepinkelt hatte.

Existenzielles in zwei Sätzen

Der Rest ist Legende. Mit einer Mischung aus genialer Distonalität, tapsigen Moves, einer Lyrik zwischen dem ganz Grossen und dem ganz Kitschigen, seiner Fähigkeit, zutiefst Existenzielles in zwei Sätze in einen universellen Swing zu packen und seiner Ignoranz gegenüber dem Gebrauch der Prollsprache gelang es Udo, so lange von seinem Publikum geliebt zu werden, bis er sich schliesslich selbst, ein wenig zumindest, lieben konnte. Vor zehn Jahren hörte er mit dem Saufen auf, seither sieht er etwas aus wie der grobe Bruder von Klaus Lagerfeld. Gewiss, er ist nicht Bob Dylan, aber doch ist er etwas vom Besten, was die Nachkriegszeit in Deutschland hervorgebracht hat. Gerade wegen seines Balanceaktes zwischen seiner Seele und dem Sein, zwischen Realität und dieser Utopie.

Jazz

Montreux-Urknall

Von Peter Rüedi

Er war ein Meister auf den Kanälen des Zeitgeists, so sehr, dass wir uns fragen, ob und wie uns heute noch anrührt, was er vor mehr als einem halben Jahrhundert mit weit über den Jazz hinausdonnerndem Echo gespielt hat. Charles Lloyd, im Grunde ein feinsinniger Tenorsaxofonist und Flötist, hatte Mitte der sechziger Jahre, als der Jazz von zwei Seiten her unter Druck geraten war, unter den des binären Rocks und den des rebellischen Free Jazz, seine Nische gefunden mit einer esoterisch-harmonistisch inszenierten Musik, die dem Spiritualismus eines John Coltrane viel verdankte, aber auch Anleihen bei Rock, Folk, moderat freier Improvisation machte und bei dem, was bald einmal als «Weltmusik» Mode werden sollte. Diese polystilistische «Cuvée» trug ihm das Misstrauen der Jazz-Hardliner ein (die beargwöhnten ihn auch als eine Art «Coltrane light»), erschloss ihm aber ein grosses Publikum und weltweit die grössten Bühnen, so die Rock-Arena Fillmore West, wo er das Album «Love-In» aufnahm.

Lloyd kalkulierte seine Titel geschickt auf ein neues junges Publikum hin («Dream Weaver» hiess ein anderer). Mit «Forest Flower» (wovon er über eine Million LPs absetzte) gelang ihm sozusagen der Titelsong einer ganzen Blumenkindergeneration. Allein, Lloyd hatte nicht nur ein besonderes Gespür für Marketing, er war, auf Saxofon und Flöte, ein lyrischer Poet. Vor allem aber hatte er seit je ein Sensorium für die kreativsten Mitmusiker.

Mitte der Sechziger gehörten zu seinem Quartett der junge Keith Jarrett, der wenig ältere Drummer Jack DeJohnette und am Bass zuerst Cecil McBee, dann Ron McClure. Mit dieser Power-Truppe lancierte er 1967 das erste Montreux-Festival überhaupt, sozusagen den Montreux-Urknall. Davon ist jetzt ein Mitschnitt von Radio suisse romande erschienen, rund 100 Minuten intensive, gelegentlich im solistischen Überschwang auch etwas expansive Musik (allein der Knüller «Forest Flower» erstreckt sich über 27 Minuten, mit allerdings sehr aufregenden Soli von Jarrett und DeJohnette). Sechs Titel insgesamt, alle von weit mehr als historischem Interesse.



Charles Lloyd Quartet:
Montreux Jazz Festival 1967.
Swiss Radio Days
Jazz Series Vol. 46.
TCB 02462

Lustig, böse, weiblich

Frauen erobern die Männerdomäne Humor. Sie dürfen sein, was männlichen Comedians kaum mehr möglich ist: aggressiv und unter der Gürtellinie. *Von Peter Keller*

Mal eben einen Kollegenwitz beim Pausenkaffee reissen, einen Schenkelklopfer vor dem Chefbüro oder augenzwinkernd zum Vorstellungsgespräch laden, um das Eis zu brechen: Witze machen, bei der Arbeit witzig auftreten wird vor allem mit Männern in Verbindung gebracht, und eine neuere Untersuchung der University of Arizona bestätigt dies. Die 2019 im *Journal of Applied Psychology* erschienene Studie kommt zum Ergebnis: Menschen begegnen weiblichem Humor mit negativen Vorurteilen, männlichem mit positiven.

Es herrscht die Tendenz, männlichen Humor auf der Arbeit als Funktionstüchtigkeit zu interpretieren. Männer, die gute Witze machen, haben einen Plan, wissen, wo's langgeht, und eignen sich für Beförderungen. Frauen hingegen verwirren mit zu vielen Witzen ihre Aufstiegschancen, sie werden als störend für das Betriebsklima empfunden, ihnen werde Desinteresse an der Arbeit, Wirrheit, inneres Chaos unterstellt. Grund für diese unterschiedlichen Vorstellungen von männlichem und weiblichem Humor, so die Forschergruppe, sei unser Verhaftetsein in Stereotypen: Männer sind lustig, Frauen lachen verschämt über deren polternde Witze, machen aber selber anstandshalber keine.

Was die Studie wissenschaftlich untersucht, bestätigt auch ein scheuer Blick in die eigene Biografie: Damals in der Schule waren Mädchen selten witzig. Sie konnten auch nicht Fussball spielen und waren nicht gut in Mathematik. Die wenigen, einzigen, die doch gut in Mathe waren und mal einen Witz rissen, waren nicht unbedingt die Mädchen, in die wir uns verliebten. Jungen wiederum beeindruckten ihren Schulschwarm mit Witz und Humor, vor allem, wenn sie nicht gut aussahen – hier spreche ich aus Erfahrung. Ähnliche Verhältnisse galten bisher für die erwachsene Frau: Sex-Appeal und Witz haben sich für Frauen lange Zeit gegenseitig ausgeschlossen, bei Männern gehören sie oftmals eng zusammen.

Zwischen Anus und Sprachzentrum

Wie aber verhält es sich, wenn Frauen den Humor zum Beruf machen und Komödiantinnen werden? Ertragen wir witzelnde Frauen dann besser? Lustig, böse, weiblich: Hazel Brugger aus der Schweiz, Lisa Eckhart aus

Österreich und Carolin Kebekus aus Deutschland sind die zurzeit erfolgreichsten Komödiantinnen der deutschsprachigen Welt. Durch weibliche Star-Comedians wie Brugger, Eckhart und Kebekus ändert sich gerade die Wahrnehmung: Frauen können (dürfen) lustig sein. Sie widerlegen die lange Gewohnheit, dass Stand-up-Comedy ein Männerding ist. Alle drei Frauen sind relativ neu im Geschäft – Kebekus allerdings etwas länger als Brugger und Eckhart – und kamen schnell zu Erfolg. Wenn Eckhart die süffisante Kabarettistin mimt, dann inszeniert Kebekus sich als keifende und Mettbrötchen verschlingende Kumpelin in High Heels und Fussballspieler-Beinpose, die auch mal einen draufmachen kann.

Was ihnen gemeinsam ist: Ihr Humor ist politisch unkorrekt, Witze und Ansprachen sind «männlich», im Sinne von «draufgängerisch, kühn, derb». Und wie viele ihrer männlichen Vorgänger machen sie sich über das Aussehen anderer lustig – was ihre Kollegen sich jedoch kaum mehr erlauben: auch über den weiblichen Körper. Frauen werden verspottet, wenn sie zu dünn sind und danach streben, Idealmassen zu entsprechen, schön zu sein. Dankbarer Kristallisationspunkt des Spottes sind in regelmässigen Abständen Heidi Klum und ihre Topmodels, auch dicke Frauen, Hässlichkeit insgesamt.

Etwas anders verhält es sich mit Hazel Brugger. Im Gegensatz zu ihren beiden Kolleginnen verzichtet Brugger auf körperbetonte Kleider, High Heels und Make-up. Sie trägt meist Denkerschwarz und ihre in die Jahre gekommene Primarlehrerinnenfrisur – natürlich ist das ebenso gekonntes Image-Building wie Eckharts Weimarer-Republik-Chic oder Kebekus' Gladbacher Proletengarderobe. Ohne selbst je mitzulachen oder – ebenfalls wie ihre Kolleginnen – Kunstpausen für grösstmöglichen Applaus einzulegen, führt Brugger kühl und gelassen von Witz zu Witz. Ihr Humor und offensichtlich auch der ihres Publikums scheinen «intellektuellerer» Natur, ambivalenter und



Zum Mitdenken:
Hazel Brugger, 26.



Ressentiments und Fäkalhumor: Lisa Eckhart, 27.

nicht zwanghaft gegen das Aussehen anderer gerichtet. Der Zuhörer muss hier und da entschlüsseln, mitdenken.

Nicht so bei Eckhart. Ihr bevorzugtes Jagdgebiet liegt unter der Gürtellinie. Ihre Stand-ups sind voller Ressentiments und Fäkalhumor, nur tarnt sie dies gekonnt: durch ihr feingliedriges, fast spinnenhaftes Auftreten und ihre gestelzte Wortwahl. Über Heidi Klum witzelt sie: «Was sie sagt, ist nur ein Dammriss zwischen Anus und Sprachzentrum. Sie sagt es mit einer

Stimme, die klingt, als hätte man die schönsten Fliegeralarmsirenen 1944 und einen schlampig kastrierten Eunuchen zu einer Schallplatte gepresst.» An anderer Stelle: «Also gut, schicken wir Dicke auf den Catwalk.»

Lacht das Publikum über solche Sprüche, weil sie von einer Frau sind? Wären Männer mit der gleichen Nummer komischer oder weniger komisch? In «Der Witz und seine Beziehung zum Unterbewussten» beschreibt Sigmund Freud, dass die Komik beziehungsweise das Lachen uns



Kumpelin in High Heels:
Carolin Kebekus, 39.

erlaubt, ansonsten zu sanktionierende Aggressionen zu überwinden, für einen Moment gesellschaftsfähig zu machen. Und auch im Fall von Eckhart und anderen bleibt alles beim Alten. Die Frauen stehlen den Männern vielleicht die Show, aber nicht den Witz, der ist ganz wie immer: Es geht um Sex, Fussball, «Weiber», Menschen, die hässlich sind oder zu schön.

Endlich unflätig

Immerhin: Frauen können endlich das sein, was Männern schon immer gestattet war: lustig. Sie können lustig und böse sein, unflätige Witze reissen und werden nicht kopfschüttelnd-verschämt angeschaut, sondern kriegen Applaus und Gage. Interessant ist, dass Eckhart und ihre Kolleginnen nicht etwa «neue Frauenwitze» machen, sondern denselben alten, bis dato eher männlich konnotierten Publikumsgeschmack bedienen. Das Publikum der drei Komödiantinnen besteht denn auch weiterhin vornehmlich aus Männern.

Heisst das, dass nur Männer böse sind? Nein, Frauen sind es genauso, sie können sich zudem heute mehr punkto Humor erlauben als Männer. Etwa vor einem Jahr reichte ein Zuhörer des SRF-Radiobeitrags von Hazel Brugger, «Männer haben mehr Humor als Frauen», Beschwerde ein. Er, ehemaliger Prostata-Patient, habe die Äusserungen der Komödiantin zum «unerigierten Penis» als sexistisch empfunden, die Menschenwürde verletzend. Über Geschlechtsteile, ob männlich oder weiblich, mache man sich einfach nicht lustig. Brugger verglich den nicht erigierten Penis mit einer «kümmerlichen Fleischpatrone» und spottete über den «kleinen Mann», der zwei «mega-überfüllte, abgewetzte, ausgeleerte lederne Müllsäcke» hinter sich herziehe. Man könne diese Vergleiche geschmacklos, pubertär oder einfach nicht lustig finden, lautete die knappe Antwort der Redaktion. Sexistisch oder diskriminierend seien sie nicht.

Die These, Frauen hätten keinen Sinn für Humor, ist sicherlich frauenfeindlicher, als dass ein Witzchen über schlaffe Penisse Ausdruck von Männerfeindlichkeit wäre. «Satire, Comedy und Humor zielen nie auf ein Einzelschicksal ab. Sie nehmen allgemein bekannte Grundmuster und typische Verhaltensformen aufs Korn», rechtfertigte die SRG-Ombudsstelle Hazel Bruggers Beitrag. Und genau deswegen hat MeToo auch in der Welt der Komödiantinnen positive Effekte hinterlassen: Possenreisser-Frauen bekommen Anerkennung, Chancen und Bühnen, allerdings machen sie, nicht zuletzt auch wegen ihres vornehmlich männlichen Publikums, da weiter, wo Männer sich seit MeToo einschränken mussten. Wenn der Otto es nicht (mehr) sagt, sagt es wenigstens die Lisa: anti-PC, schlüpfrig, plump. Man(n) lacht eben immer noch über dasselbe. Und das ist irgendwie beruhigend.

Prominente

Schlechter kochen mit Paris Hilton

Die berühmteste Hotelierbin meldet sich zurück. Diesmal sendet sie direkt aus der Küche.

Von Gion Mathias Cavelty

Ein grossen Teil meiner Zeit verbringe ich damit, TV-Kochsendungen zu schauen. Ich selbst kann nicht kochen. Ich bin froh, dass mir jemand im Fernsehen stellvertretend das Kochen abnimmt (wie ich auch froh bin, wenn mir im Fernsehen jemand das Lachen abnimmt, ab Konserve). Die dreckigen Pfannen et cetera möchte ich nicht im Leben haben. Und den Qualm und das Gespritze und Gesafte. Und wieso das stundenlange Geschufte, wenn nach zehn Minuten alles verputzt und der Teller wieder leer ist? Ein Blick in einen leergegessenen Teller ist wie ein Blick in die seelenlose Tiefe des Alls. Ein Blick in die starre Fratze des Todes.

Ich schaue alles – «Master Chef Italia», «Master Chef USA», «Master Chef – The Professionals» auf BBC2, «Top Chef France», täglich die ZDF-«Küchenschlacht», «Kitchen Impossible». Wie die immer rumrennen und fluchen und brüllen und fast einen Nervenzusammenbruch kriegen! Kochen muss das Geilste auf der Welt sein.

Vor wenigen Tagen wurde ich darauf aufmerksam gemacht, dass es eine neue Kochshow von und mit Paris Hilton gebe. Ich vermutete sofort eine Posse dahinter. Paris Hilton und Kochen – dabei konnte es sich nur um einen üblen, üblen Joke auf Kosten von allen handeln, denen Kochshows wirklich etwas bedeuten.

Zeilebration der Leidenschaftslosigkeit

Ich ging auf www.parishilton.com und tatsächlich: Da gab es einen Link namens «Cooking with Paris». Ich klickte drauf und landete bei einem Youtube-Video, das sich bereits weit über 3 Millionen Leute angeschaut hatten.

«Heute werde ich allen beibringen, wie man meine berühmte Lasagne macht!», hatte die personifizierte Anti-Köchin darunter hingeschrieben, gefolgt von «Kommentiert unten & lasst mich wissen, welche anderen Rezepte ihr mich gerne kochen sehen würdet, xo Paris».

Ich klickte auf «Start», und schon nach wenigen Sekunden war klar, dass ich mit meinen Vermutungen recht gehabt hatte: das Ganze war in der Tat ein Witz. Eine Zeilebration der totalen Lust- und Leidenschaftslosigkeit, mit

der Paris ein einziges Ziel verfolgte: sich wieder ins Rampenlicht zurückzukämpfen (tatsächlich dürften viele vergessen haben, dass es sie überhaupt noch gibt). Für den Mai ist dann auch wunderbarerweise ein neuer Dokumentarfilm mit dem einprägsamen Titel «This is Paris» zur Ausstrahlung auf Youtube Originals geplant.

Wie man eine Lasagne nicht macht

Aber zurück zu ihrem Kochvideo: Es beginnt damit, dass Paris in eine Küche stakst, in hautengen Jeans, einem mit einer Cartoon-Wolke und einem Regenbogen bedruckten Oberteil sowie fingerlosen schwarzen Handschuhen, wie man sie etwa zum Golfen benutzt (oder zu



Mozzarella raffeln? Köchin Hilton, Hündchen Diamond Baby.

weiss Gott was, auf jeden Fall nicht zum Kochen). Auf ihrem Arm: ein Hündchen namens Diamond Baby.

Nun spielt sie sechzehn Minuten lang die Doofe – eine bewährte Strategie, die schon anderen Damen und Herren ihre Weltkarrieren garantiert hat – und demonstriert, wie man eine Lasagne nicht macht (heimlich bin ich überzeugt davon, dass sie sogar recht gut kochen könnte, wenn sie wollte, sie ist ja eigentlich ein durch und durch bodenständiges Mädchen).

Vor dem Kochen die Hände waschen? Ach was! Mit den Handschuhen, die vorher ausgiebig mit dem Köter in Berührung gekommen sind, Mozzarella raffeln (ja, Paris nimmt Mozzarella anstatt Parmesan)? *Who cares!* Die Barilla-Bandnudeln aus der Packung in einen Topf mit Wasser geben, das weder gesalzen wurde noch kocht? *Whatever!*

In Sachen Kochen verstehe ich keinen Spass. Und wenn am Bildschirm künftig vermehrt so schlecht gekocht wird, werde ich bald selber kochen müssen. *Sad!*



Elegant und ironisch: «Little Women».

Kino

Heiraten oder sterben

Zigmal wurde die Geschichte schon verfilmt und ist als Mädchen-Jugendbuch noch heute Kult: «Little Women».

Greta Gerwig hat die Story formidabel neu verfilmt. *Von Wolfram Knorr*

Sicherheit, Beschaulichkeit, einfache Verhältnisse, klare Orientierung, Tradition, Natürlichkeit, Geborgenheit, Nestwärme, Familie, Heimat bilden den Werte-Rahmen – und wer teilt ihn nicht – der amerikanischen Kinderbuchautorin Louisa May Alcott (1832–1888), deren Coming-of-Age-Abenteuer ein Milieu beschreiben, das Jahrzehnte später in den Bildern des Genremalers und Illustrators Norman Rockwell wiederkehrte: ein kurliges, lausbüchsisches Glück im Winkel.

Alcotts Mädchen, etwas gesittetere und ältere Vorläuferinnen von Pippi Langstrumpf, können es nicht erwarten, erwachsen zu werden, und brechen deshalb immer wieder aus oder versuchen es zumindest. Das hebt Alcotts Bücher aus der reinen Idylle. Die Träume und Handlungen ihrer Heldinnen sind toxisch getränkt, ihre Lebensvorstellungen haben immer etwas Rebellisches. In ihrem besten und nicht umsonst erfolgreichsten Roman, «Little Women» (1868), aus dem eine ganze Reihe entstand, erzählt sie, autobiografisch, ihre Jugend mit ihren Schwestern und ihrer Mutter, während der Vater, weit weg, am amerikanischen Bürgerkrieg teilnimmt. Es ist eine Jugend in Armut, die sie – sich in ein besseres Leben hineinschreibend – verklärt, aber nie zum Kitsch verkommen lässt. «Little Women» gilt bis heute als das erste Jugendbuch für heranwachsende

Mädchen, kam mehrfach auf die Bühne, mehrfach auf die Mattscheibe, wurde in Japan zur Anime-Serie und – klar – von Hollywood ebenfalls gleich mehrfach verfilmt, zum ersten Mal 1917, immer mit den gerade angesagten weiblichen Idolen und immer ein bisschen vom Original abweichend. 1933 spielte Katharine Hepburn den wilden Racker Jo mit Wuschelkopf, diejenige der vier March-Schwestern, mit der sich die Autorin identifizierte.

Eine ziemliche Hypothek für Greta Gerwig («Lady Bird»), den Stoff nochmals aufzugreifen, der in einem Geschwisterhaushalt spielt, in dem um Stolz und Leidenschaft gerangelt wird, mit der Neigung zur Sentimentalität. Eine Jane Austen war Alcott dann doch nicht. In ihrem vom Puritanismus geprägten Handlungsgerüst wird schönheitstrunken dahingetaumelt. Aber Gerwig verstand es, die Geschwister nie als bloss quirlig-tugendhafte Teenies darzustellen, sondern sehr wohl als streitsüchtige und eifersüchtige Gören, die sich in Lügen, Intrigen und erotischen Konfusionen verheddern.

Jo (Saoirse Ronan), Meg (Emma Watson), Amy (Florence Pugh) und Beth (Eliza Scanlen) leben in der Mitte des 19. Jahrhunderts, sind alles andere als wohlhabend und klammern sich umso mehr an ihre Träume in einer starren patriarchalen Gesellschaft, die den Frauen nur Anerkennung zollt, wenn sie in den Ehehafen einfahren. Dabei haben alle ihre eigenwilligen

Vorstellungen. Vor allem Jo, die Schriftstellerin werden und unbedingt frei und unabhängig bleiben möchte, wird von Laurie (Timothée Chalamet), dem schönen Filius des reichen Nachbarn, angeschmachtet, der keine Gelegenheit auslässt, ihre Nähe zu suchen. Im herrschenden Neuengland-Viktorianismus – der Bürgerkrieg ist weit weg – sind, mit den steifen Regeln und hochgeschlossenen Kleidern, die Selbstbehauptungswünsche kein leichtes Unterfangen; das Etikett von der «verschrobene Jungfer» ist schnell zur Hand, was eine verschrobene, aber reiche Tante (Meryl Streep) bei einer der Schwestern zu verhindern sucht.

Das abgezirkelte Zeremoniell um die glorreichen vier spielt elegant und ironisch mit den (optischen) Reizen der Historie, aus der sie rausflattern wie Vögel aus einem Käfig. Das hat, nicht nur dank der Kostüme und der saten Farben, subversiven Witz. Und weil Gerwig ein Genrebild dieses rein weiblichen Haushalts mit Mutter Marmee (Laura Dern) zeichnet und nicht chronologisch erzählt wie in der Vorlage, sondern mit verschiedenen Zeitebenen spielt, vermeidet sie die typischen Konventionen des Historienfilms. Als Jo mit ihrem Romanmanuskript den New Yorker Verleger Mr Dashwood (Tracy Letts) aufsucht, erklärt er ihr nach der Lektüre das oberste Gesetz des Geschäfts: Ist die Heldin eine Frau, muss sie am Ende verheiratet oder tot sein. Jo hat aber einen Einfall, der das «Gesetz» umgeht – und das hebt Jo aus der Zeit heraus, in der die Familiengeschichte spielt. ★★★★★

Weitere Premiere

A Hidden Life — Er hat immer weit ausgeholt, ob in seinen frühen Filmen wie «Days of Heaven» (1978), dem Kriegsdrama «The Thin Red Line» (1998) oder eben in seinen späten und umstrittenen Werken wie «Knight of Cups» (2015) oder «Song to Song» (2017), die kaum mehr nachvollziehbaren Storys folgten, bei



Poetische Wucht: «A Hidden Life».

der Entstehung des Universums begannen und selbst die Anhänger ratlos zurückliessen: Terrence Malick, der Einsiedler unter den Regiegrößen der USA, ein «Mystery Man», der in allen seinen Filmen sich konventioneller Erzähl dramaturgie verweigert und die Ereignis-

nisse in spirituelle Reisen einbettet und Trance-Gefilde streifen lässt.

Das ist von berauschend poetischer Kraft – ganz besonders in seinem jüngsten Werk, das die Geschichte des Kriegsdienstverweigerers Franz Jägerstätter (August Diehl) erzählt, eines oberösterreichischen Landwirts, der den Eid auf den «Führer» verweigerte und 1943 wegen Wehrkraftzersetzung hingerichtet wurde. Der Krieg, die Nazis sind für Malick (Regie und Buch) aber nicht das Thema, es ist immer die Religion – nicht im konfessionellen Sinne, sondern im Sinne der Schöpfung, die Idyllen schuf, die der Mensch zerstört.

So beginnt «A Hidden Life» ähnlich wie «The New World» (2005) über die Entdeckung Amerikas (dort fallen britische Schiffe ins Paradies ein) mit grünen Wiesen, Feldern, Bergen, glück-

Darüber dröhnt schon das Grauen mit Aufnahmen aus «Triumph des Willens» von Leni Riefenstahl.

lichen Menschen, die harmonisch mit der Natur verbunden sind. Doch darüber dröhnt schon das Grauen mit Aufnahmen aus Leni Riefenstahls «Triumph des Willens». Franz und seine Frau Fani (Valerie Pachner) betreiben mit ihren drei kleinen Mädchen einen Hof an den Hängen von St. Radegund – bis die Einberufung kommt und der Konflikt mit der Gemeinde, der Familie, dem Gewissen.

Malick macht ihn und seine gnadenlose Haltung nicht zum Helden. Er unterschlägt nicht, was eine solch starre Haltung im unmittelbaren Umfeld anrichtet, und dringt – mehrheitlich mit Voice-over-Stimmen – visuell immer gnadenloser in den Schrecken ein. Das wirkt (Kamera: Jörg Widmer) wie «gemalt». Ein Film von enormer poetischer Wucht, dem man lange nachträumt. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Bombshell Regie: Jay Roach	★★★★☆
2	Jojo Rabbit Regie: Taika Waititi	★★★★☆
3	1917 Regie: Sam Mendes	★★★★☆
4	Platzspitzbaby Regie: Pierre Monnard	★★★★☆
5	Les misérables Regie: Ladj Ly	★★★★☆
6	Queen & Slim Regie: Melina Matsoukas	★★★★☆
7	Judy Regie: Rupert Goold	★★★★☆
8	Knives Out Regie: Rian Johnson	★★★★☆
9	The Farewell Regie: Lulu Wang	★★★★☆
10	Hors normes Regie: Olivier Nakache / Eric Toledano	★★★★☆



Körzis Hollywood

Willkommen bei den Oscars

Anne-Sophie Mutters Stradivari. Von Norbert Körzdörfer

Mein erstes Oscar-Ticket war weiss und klein: Gast von Mr Arthur Cohn. Es war ein Ticket in eine andere Welt. Die Oscars sind der Nobelpreis des Kinos. 3500 Gäste sind eingeladen – die VIPs der Welt.

Dresscode: Smoking. Ich trug meinen alten Smoking von Brioni.

Die Handys wurden vor zehn Jahren noch konfisziert – und man bekam sie später zurück wie einen Zobel. Früher hatten die meisten Blackberrys. Heute iPhones.

Das Faszinierendste ist der 150 Meter lange rote Teppich. Es gibt drei Reihen: links die Stars. Mitte: TV-Stars oder Bodyguards. Dritte Reihe: scheinbar unwichtige Menschen. Das können auch Milliardäre sein wie Rupert Murdoch oder Jeff Bezos.

Es beginnt schon um vierzehn Uhr – Helikopter mit Scharfschützen rotieren über dem Dolby Theatre. Dieses Jahr kommen vielleicht die Obamas – der Secret Service ist in höchster Bereitschaft. Ich wurde schon mal aus Versehen festgenommen. Eine interessante Erfahrung. Das wichtigste Souvenir: das Oscars-Programmheft. Dummerweise ist das sehr sperrig. Die meisten verlieren oder vergessen es, was man später bedauert.

Die Oscars sind lang: zirka vier Stunden. Das erträgt man nur mit einem Drink oder mit Zigaretten, was verboten ist. Nach fünfzehn Minuten wird die Aufzeichnung der Oscars für die TV-Werbung unterbrochen. Dann kann man schnell auf die Toilette oder an die Bar. Nach fünf Minuten schliessen sich die Flügeltüren. Wer zu spät kommt, den belohnt die Bar. Da stand ich schon mal mit Plácido Domingo. Die guten Plätze sind im Parkett. Die ungünstigen im Rang. Wenn man Pech hat, sitzt man so weit weg wie im Fussballstadion – aber neben einem TV-Schirm.

Die wichtigste Party ist danach – der Governors Ball. Hier dürfen nur 1500 Prominente rein. Hier werden auch die Oscars mit den Namen eingraviert. Der Starkoch Wolfgang Puck ist der Konzertmeister. Man

kann toll essen – aber fast keiner isst. Man kann auch viel trinken – aber fast keiner trinkt. Denn für Oscar-Preisträger wird die Nacht zum Rennen. Wie überall in Los Angeles gibt es sogenannte Viewing-Partys. Man guckt die Oscars auf riesig grossen Leinwänden oder Bildschirmen in edler Atmosphäre – und muss nicht bei den Oscars ausharren. Natürlich ist es nicht die gleiche Erfahrung. Aber am Fernseher sieht man meist mehr, als wenn man dort ist. Kontakte und Fotos sind das Wichtigste.

Die begehrteste After-After-Show-Party ist von *Vanity Fair*. Aber da muss man drei Security-Schranken überwinden und das Handy natürlich abgeben. Eine Bekannte von mir hat mal mit Sir Mick Jagger getanzt bis fünf Uhr früh – und auf dem Tisch standen vier Oscars alleine und einsam. Meine Nacht endet meistens an der Bar des «Beverly Hills Hotel» – in der «Polo Lounge». Aber die schliesst gegen zwei Uhr früh. Wenn man noch Kraft hat, sucht man ein Taxi zum «Chateau Marmont». Die Profis haben natürlich einen Limousinenservice. Die interessanteste Party ist meist im Haus des Anwalts von Madonna. Wenn sie denn da ist – und nicht in Lissabon, aus Steuergründen. Auch die Charity-Party von Sir Elton John ist ein eigenes Ereignis.

Am Tag danach ist plötzlich alles still – und der Swimmingpool leer. Aber man kann zwischen den Blumen plötzlich schmunzelnde Weltstars treffen – wie Matt Damon oder Nicole Kidman. Ich frühstücke meist mit der Schweizer Hollywoodlegende Arthur Cohn (sechs Oscars) – und dann kann man auch mit Violinengenieur Anne-Sophie Mutter turteln. Aber warum hat sie ihre vier Millionen teure Stradivarigeige mit am Tisch?

Sie lächelt: «Der Tresor im Zimmer ist zu klein für sie!» Aber ein Oscar passt rein.

Er ist 3,5 Kilo schwer.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Kindergarten

Von *Andreas Thiel*

Kindergärtnerin: Willkommen, liebe Kinder, im Hardrock-Kindergarten Wildsaubad. Ich bin eure Kindergartenlehrerin Nancy, aber ihr könnt mich «Bache» nennen. Der, der hier auf dem Pult liegt, das ist Chuck. Er kommt aber auch, wenn ihr ihn «Keiler» ruft. Chuck leitet unsere Kinder-Death-Metal-Band Schwarzwild. Wer sich ein bisschen austoben möchte, darf in den Kindergartenband-Keller gehen, die Türe zumachen, das Licht abschalten und dann in völliger Dunkelheit, aber mit voll aufgedrehten Lautsprechern so lange ins Mikrofon schreien, bis ihm die Ohren abfallen.

Kind: Warum liegt Chuck in der Unterhose auf dem Pult?

Kindergärtnerin: Weil ich euch zum Einstieg etwas vorlesen möchte.

Kind: Eine Geschichte?

Kindergärtnerin: Ich werde euch Chucks Tätowierungen vorlesen. Und wie ihr seht, hat Chuck auch ganz viele bunte Bilder tätowiert.

Kind: Die sind ja gar nicht alle bunt.

Kindergärtnerin: Das hast du sehr gut beobachtet. Und weisst du was? Drüben beim Basteltisch neben dem Lederzeug und den Nietenzangen liegt eine Spielzeug-Tätowierpistole mit abwaschbaren Farben. Und wer Lust hat, darf nachher Chucks Tätowierungen fertig ausmalen.

Kind: Ich möchte lieber eine richtige Geschichte hören.

Kindergärtnerin: Morgen kommt Hank. Der leitet unsere Kinder-Headbang-Gruppe Frischlingsblut. Er ist 170 Kilo schwer und hat die ganze Geschichte von «Moby Dick» in grossen Bildern auf den Rücken tätowiert. Das wird dir sicher gefallen!

Kind: Ich habe Hunger!

Kindergärtnerin: Znüni gibt es nachher beim Spielzeugöff-Treffen.

Kind: Was gibt es denn zum Znüni?

Kindergärtnerin: Hotdog und alkoholfreies Bier.

Alle Kinder: Juhuu!

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Demnächst auf dem Roten Platz

Erfolg für das legendäre Poloturnier von St. Moritz; Hochstimmung am Polo-Ball im «Badrutt's Palace».

Von *Hildegard Schwaninger*

Snow Polo World Cup in St. Moritz am letzten Wochenende: ein Weltklasse-Event von internationaler Ausstrahlung, und die Engadiner Gastgeber zeigen sich als stolze Schweizer. So wird an jedem Turniertag vor Spielbeginn die Schweizer Nationalhymne gespielt, und die Gäste auf der VIP-Bühne stehen stramm, rechte Hand aufs Herz, Blick zum Horizont, wo über schneebedeckten Bergen die Sonne strahlt. Spektakulär, wie zwei Maserati der Extraklasse auf dem gefrorenen See, dem Polofeld für drei Tage, einfahren, hinter ihnen die Rassepferde, auf denen startbereit die Polospieler sitzen.

Seit 1985 gibt es das Polo auf Schnee, erfunden hat es **Reto Gaudenzi**, der selber Polospieler ist und lange Zeit Turniere spielte. Das Wochenende, an dem die Welt nach Davos schaute und auf die Streif, da musste St. Moritz sich etwas einfallen lassen, um seinen Titel «Top of the World» zu verteidigen. Gaudenzi, sein Geschäftspartner **Jürg Reinger** und rund 250 Mitarbeiter organisieren mittlerweile Polospiele auf der ganzen Welt. Am 21. Februar erstmals auf dem Roten Platz in Moskau, gleich neben der Grabstätte von Lenin.

Reto Gaudenzi ist ein Ur-St.-Moritzer, ein Sportler, er war sogar in der Schweizer Bob-Nationalmannschaft. Früher war er Direktor im «Badrutt's Palace», mit der Polo-Organisation hat er seine Lebensberufung gefunden. In zweiter Ehe verheiratet ist Gaudenzi mit der Russin **Irina**, eigentlich Diplom-Ingenieurin (arbeitete

in Moskau in der Ölförderung), seit ihrer Heirat mit Gaudenzi First Lady aller Polo-Turniere.

Wie läuft so ein Polo-Wochenende ab? Auftakt ist die Präsentation der Polo-Mannschaften in der «Sunny Bar» des «Kulm Hotel». Die Teams tragen die Namen ihrer Sponsoren: Maserati, «Badrutt's Palace»-Hotel. «Azerbaidjan – Land of Fire» sorgt seit ein paar Jahren als Partner für den exotischen Touch. Seither organisiert das Gaudenzi-Team auch Turniere in Baku (das nächste im September). Jahrelang stellte Cartier als Hauptsponsor das Team Cartier. **Käthy Dobers**, die Chefin von Cartier St. Moritz, überreichte den Siegern die Trophäe.

Cartier hat seit letztem Frühling weltweit ein neues Sponsoring-Konzept. Nicht mehr Sport, sondern Kultur wird unterstützt. So sprang 2020 das von **Fawaz Gruosi** gegründete Juwelenhaus de Grisogono ein, und es sollte ein Team Grisogono geben. Doch, wie Gaudenzi auf Anfrage sagt, «de Grisogono zahlte nicht, und so haben wir das Team St. Moritz gegründet». Eine krasse Situation im letzten Moment gerettet. Wie es der ehemalige Polospieler **Christian Dunkelberg** (heute Immobilien) beim Fondue-Abend im Hotel «Steffani» formulierte: «Aufstehen, Krone richten, weiterlaufen!» Das Team St. Moritz hat übrigens das Turnier gewonnen. Die Trophäe wurde von Chopard-St.-Moritz-Geschäftsführerin **Evelyne Sutter** überreicht. Preisgeld gibt es beim Polo keins, es geht um die Ehre, aber für die Gewinner gibt es



Fast verliebt

Sexgeräusche

Von *Claudia Schumacher*

Da ich gerade ein Buch schreibe, habe ich mich vorübergehend in einer Ferienwohnung eingeknistet. Das Ziel: Ruhe und Konzentration. Doch ich habe Nachbarn. Es

handelt sich um eine Patchworkfamilie. Die Frau ist immer da. Am Wochenende hat sie manchmal die Kinder, manchmal Herrenbesuch. Wenn der neue Mann da ist, kann ich machen, was ich will: Irgendwann höre ich sie. Und das ist nicht das eigentliche Problem.

Vielleicht muss ich beschreiben, was genau ich höre: eine Frau, die plötzlich in einem tauben Rhythmus, der niemals im Tempo variiert, Laute von sich gibt, die so ähnlich klingen, als hätte sie sich gerade den kleinen Zeh an der Bettkante angestossen. Allerdings leidenschaftsloser, ohne die Spitze des Schmerzes. Das zieht die Nachbarin ein paar Minuten lang durch. Dann verdichtet sich die Geräuschkulisse zu einer Art Motorenstottern vor dem Absaufen, endlich: Ruhe. Wenig später aber setzt der Mann zur Daseinsbekundung an: Er röhrt. Dabei verheddert er sich stets unvorteilhaft auf der chromatischen Tonleiter. Er röhrt



«Top of the World»: Reto Gaudenzi.



Für die Ehre: Max Charlton, Evelyne Sutter...



...Irina Gaudenzi, Kutlay Yaprak, Giovanna Meier.

eine exquisite Uhr. Diesmal von Chopard. Für das Polo-Wochenende steht ganz St. Moritz zusammen. Die Hotels nennt Gaudenzi «Rückgrat unseres Events». Sie beherbergen Spieler, Trainer, Schiedsrichter und die zirka 200 Medienleute aus aller Welt. Der Snow Polo World Cup hat ein Budget von zwei Millionen Franken, er generiert für die Gegend zwölf Millionen Franken.

Der gefrorene See (glücklicherweise ist er zugefroren, denn das war die grosse Zitterpartie in diesem Jahr) – und damit der Snow Polo World Cup – ist für jedermann gratis zugänglich. Wer ein 530- bis 680-Franken-Ticket (pro Tag) für den VIP-Bereich hat, darf Perrier Jouet à discrétion tanken, sich an einem grandiosen Buffet im VIP-Zelt bedienen und erlebt einen Schaulauf par excellence. Die umwerfendsten Frauen paradieren auf diesem Catwalk. Man kann sich kaum sattsehen an ihrem exquisiten Stil: *next season*, nicht *new season*.

Der Polo-Ball im «Badrutt's Palace» fand am Samstagabend im grossen Speisesaal statt. Restlos ausgebucht, Riesenstimmung, **Pepe Lienhard** spielte mit seiner Band, es wurde getanzt wie wild. Am nächsten Mittag das Finale mit anschliessender Siegerehrung.

Tribüne und Zelte bleiben die kommenden drei Wochenenden stehen; es findet der White Turf statt, das internationale Pferderennen, Treffen von Züchtern, PferdSTALLbesitzern, Trainern und Jockeys und der Spass und das Geschäft mit den Pferdewetten. Der White Turf ist eine alte Tradition (seit 1907), neben dem Polo sozusagen die Altreichen neben den Neureichen. Die goldene Palme für Glamour aber geht ganz klar an den Snow Polo World Cup.

Im Internet

www.schwanningerpost.com

wie ein Hirsch, der beim Röhren fast einschläft. Den Schlussakkord bildet ein langgezogener Klageruf, der leiser wird, bis er abstirbt.

Geräusche aus der Sexhölle: Ohne es zu wollen, höre ich die Nachbarn, wie sie den immer gleichen und offenbar sehr schlechten Beischlaf vollziehen, als müssten sie sich gegenseitig für etwas bestrafen. Die Frau täuscht ihre Orgasmen hörbar vor. Wenn mir das durch die Wand klar wird, müsste ihr Typ es nicht auch checken? So, wie er klingt, täuscht er aber vielleicht sogar selber etwas vor.

Wem wollen die beiden was vormachen? Beharren zwei Menschen darauf, am intimsten Punkt zu lügen, hat das etwas Tristes. Wobei es fast schon wieder ehrlich ist, wenn die Lüge so plump daherkommt. Vielleicht wissen ja beide, dass keiner Spass hat, wollen aber ein Mindestmass an Höflichkeit wahren, indem sie an der Konvention des Sexgeräusches festhalten. So

ähnlich, wie wenn man bei schlechten Köchen zum Abendessen eingeladen ist und seinen Teller kaum anrührt, aber am Ende sagt man trotzdem mürrisch: «Ja, merci, war gut.»

Am Anfang war ich irritiert, dann fand ich es lustig, mittlerweile nervt es mich. Wie muss der Sex für die Akteure sein, wenn er bereits die Nachbarin runterzieht? Richtig unerfreulich wird schlechter Sex ja erst, wenn er sich dauernd wiederholt. Natürlich will man in einer neuen Beziehung niemandem das Gefühl geben, schlecht im Bett zu sein. Aber täuscht man immer vor, kann der Sex auch nicht besser werden. Tun Frauen angesichts eines schlechten Liebhabers so, als wären seine Handlungen gar nicht unbeholfen, sondern zulänglich, lernt er nichts dazu. So wird Sex einfach nur lästig. Auch für die Nachbarin.



Unten durch

Zuckerwerk

Von **Linus Reichlin**

Ich schaute mir eine Arte-Sendung über «Frauen zwischen Kind und Karriere» an. Eine Krankenschwester sprach über ihre Probleme, aber es war schwierig, sie zu verstehen, weil dauernd ihr Baby kreischte. Man bekam halbwegs mit, dass die Krankenschwester mit ihrer Situation unzufrieden war, sie konnte zu Hause kaum noch schlafen wegen des Babys. Also schlief sie während der Arbeit auf der Intensivstation. Sie beklagte sich, dass der Stationsarzt sie dauernd wecke und wegen ihrer Müdigkeit diskriminiere. Er bevorzuge kinderlose Krankenschwestern mit kurzen Röcken. Sexismus sei auf der Intensivstation sowieso das A und O. Selbst männliche Unfallopfer im Koma seien noch übergriffig. Wenn sie sich für ein Nickerchen ins Bett eines männlichen Komapatienten lege, wandere dessen Hand instinktiv, trotz Bewusstlosigkeit, zu ihrer Hüfte hinüber. Kann aber auch sein, dass ich die Hälfte von dem, was sie sagte, falsch verstand, weil das Baby so laut war.

Mir tat die Frau leid: Ein solches Kind ist ein Mühlstein am Bein jeder Frau, jede Hoffnung auf eine Karriere muss begraben werden. Anstatt schwanger zu werden, hätte sie sich gescheiter einen Porsche Cayenne mit Schiebedach gekauft, der kostet, über zwanzig Jahre gerechnet, zehnmal weniger als ein Baby. Das heisst, sie hätte sich für den Gesamtpreis eines Kindes eine Cayenne-Flotte kaufen und die Autos vermieten können, dann wäre aus ihr keine Frau zwischen Kind und Karriere geworden, sondern eine zwischen kein Kind und Personal Trainer. Aber wäre sie dann zufriedener gewesen? Nein. Denn Arte hätte einen Dokumentarfilm mit dem Titel «Business-Frauen zwischen *no kids* und Steuerhinterziehung» gedreht, in dem die Frau sich darüber beklagt hätte, dass sie von der Gesellschaft dauernd auf ihren beruflichen Erfolg reduziert werde, der ihr aber gar nicht so wichtig sei. Sie hat schon dreissig Millionen gemacht, jetzt sucht sie eine neue Herausforderung, sie möchte sich zu einer Frau zwischen Kind und Karriere weiterentwickeln. Die Doppelbelastung reizt sie, sie möchte ihre Grenzen austesten: Wie viele Kinder kann ich grossziehen bei gleichzeitiger Expansion meiner Firma nach

>>> Fortsetzung auf Seite 68

Asien? Nach wie wenig Schlaf kann ich meine Verhandlungspartner aus Singapur immer noch über den Tisch ziehen? Mit wie vielen Babys auf dem Rücken schaffe ich die Südroute des Mount Everest ohne Sauerstoff? Aber zurück zur realen Krankenschwester mit ihrem vorlauten Baby: Wenn sie glaubt, die Babyzeit sei für eine alleinerziehende, berufstätige, auf der Intensivstation schnarchende Mutter die schwierigste, sagen wir: Irrtum! Am anstrengendsten sind dreijährige Kinder in der «Trotzki-Phase», wenn sie die permanente Revolution anstreben und jede Anweisung der Mutter grundsätzlich niederschreien. Wer mit einem tobsüchtigen Kleinkind im Arm einem Patienten einen Rachentubus legen muss, der weiss, wie hart das Leben sein kann – und der Patient weiss es auch. Im Alter von fünf geben die Kinder dann ihren Widerstand auf und werden willige Geschöpfe des Kapitalismus: Sie lassen sich mit billigstem Zuckerwerk bestechen und mit bewegten Bildern für Stunden ruhigstellen. Man könnte sie jetzt sogar zu Herzoperationen mitnehmen, sie würden mit einem Lollipop ruhig auf dem Beatmungsgerät sitzen und sind auch alt genug, um nicht mehr jede Herzerterie des Patienten anzufassen.

Die Krankenschwester könnte jetzt eine Weiterbildung zur Anästhesieassistentin ins Auge fassen – aber natürlich ist sie dazu zu müde. Sie ist grundsätzlich für alles zu müde. Wenn es einen Krieg gäbe und wir als letztes Aufgebot die alleinerziehenden Mütter an die Front schicken müssten, würden sie ihre Kinder auf den Feind werfen und sich dann im Militärschlafsack gemütlich einkuscheln, um bis am nächsten Morgen um zehn Uhr zu schlafen. Die Pennerinnen!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Der neugeborene Süden

Von Peter Rüedi

Im Languedoc, dem am Meeresbogen zwischen Montpellier und Narbonne gelegenen Landstrich, liegt rund ein Drittel der gesamten französischen Rebfläche. Ein Weinmeer, für feinsinnig schnüffelnde Weinnasen lange ein Meer des Vergessens. Hier entstanden unter zu günstigen Bedingungen Weine zum Vergessen, Massenware, die eine anspruchslosere Kundschaft in den Bistros der Städte im Norden, zumal natürlich in Paris, im Offenausschank am Tresen hinter die Binde kippte, gemäss Peter Bichsels Maxime «Auf die Substanz kommt es an», will sagen: auf den Alkohol. Den produzierten die heissen Sommer des Midi in den platten, banalen Säften nicht zu knapp.

Allein, die Bedeutung des Weins als Materie des täglichen Gebrauchs nimmt seit Jahrzehnten ab, ein Übriges bewirkte das Selbstverständnis – wenn wir so wollen: der Berufsstolz – der kleineren Weinmacher. Langsam, aber unumkehrbar setzte auch im Languedoc eine Wende ein, weg von der industriellen Massenproduktion hin zu Qualität, Originalität und Individu-

alismus. So wurde auch im Pays d'Oc ein Begriff wie «Terroir» wichtig. Lokale Unterregionen bemühten sich, als eigenständige Appellationen mit einem unverwechselbaren Profil anerkannt zu werden, oft in jahrzehntelangem Kampf gegen die Windmühlen der französischen Agrarbürokratie.

Ein schönes Beispiel dafür ist die Gründung der nördlichsten Appellation im Bereich Languedoc-Roussillon, der Appellation Pic Saint-Loup nördlich von Montpellier, benannt nach dem kalkfelsigen Hausberg der Stadt. Hartnäckige Promotoren wie Yves Orliac von der Domaine de l'Hortus, Jean-Benoit Cavalier vom Château de Lascaux oder die Besitzer des Château de Lancyre, die Familien Durand und Valentin, waren erst am 1. Januar 2017 am Ziel. Der «Pic Saint-Loup Vieilles Vignes 2017» von Letzteren, eine Cuvée aus 65 Prozent Syrah und 35 Prozent Grenache, ist eine Art Leuchtturm des neugeborenen Languedoc, obwohl oder gerade weil die Grossappellation auf der Etikette nirgends aufscheint. Er ist ein Wein mit beträchtlichem Volumen (im Alkohol allerdings bei 14,5 % gebremst), mit viel schwarzer Frucht (schwarze Johannisbeeren, Lakritztöne), aber auch von einer beschwingten und inspirierenden Eleganz, dem, was man gemeinhin mineralische oder würzige Frische nennt.

Die neue, kleine Appellation favorisiert die Syrah, die Traube muss im Pic Saint-Loup zu mindestens 50 Prozent vertreten sein, und sie ist der Grund für die runde harmonische, anhaltende Aromatik dieses Weins. Mit seiner Substanz spielt er in einer höheren Liga, als sein Preis vermuten lässt, ist also eine veritable Gelegenheit. Seine Schönheit hält zwar keine Ewigkeit, wohl aber einige Jahre vor.

Château de Lancyre Vieilles Vignes 2017, 14,5%.
Daniel Gazzar, Pully. Fr. 14.-. www.daniel-vins.ch



Salz & Pfeffer

Vom Grill

Von Andreas Honegger

Restaurants, die Fleisch vom Grill anbieten, sind leider rar geworden. Zum einen ist die Zubereitungsart mit den neuen Tendenzen in den Küchen meist inkompatibel, zum andern erfordert das Grillieren Aufmerksamkeit und Geduld und ist

entsprechend personalintensiv: Es braucht eine perfekte Holzkohlenglut, und es dürfen keine Flammen aufzüngeln und ihren Russ an das Grillstück abgeben, was bei fettreichem Fleisch, das tropft, ein schnelles Eingreifen erfordert. Zum Glück gibt es aber einige Restaurants, die der Tradition treu geblieben sind, wissen, wie man's macht – und es auch wirklich noch machen. Ein solches Restaurant ist der «Veltliner Keller» in St. Moritz. Ganz gleich, ob ein Zigeunerspiess, ein «Bergeller Blätli» – eine Art Rindspallard –, Costine (nur am Dienstag), Lammkoteletts oder gar ein «Riesenentrecôte» auf den Teller kommt, es macht Spass.

Für die Einstimmung voraus gibt es diverse Formen hausgemachter Teigwaren, wobei die mit Käse überbackenen Pizzoccheri – Buchweizennudeln mit Wirz und Kartoffeln – hier der absolute Renner sind. Will man seinen Hauptgang noch bewältigen, sollte man nur

eine halbe Portion bestellen. Denn liegen sie mal auf dem Teller, gibt es kein Halten mehr. Ja, auch die Küche liefert viele schmackhafte Vergnügungen: Kalbsleber alla veneziana, Kalbsnieren, Piccata, Saltimbocca, Cordon bleu. Da dem Grill nur am Abend eingeheizt wird, kann man sich über Mittag gut mit den Speisen aus der Küche trösten. Das Lokal ist glücklicherweise unversehrt von Anpassungen an den Zeitgeschmack: eine prächtige Gipsdecke und Möbel aus Arvenholz. Die Bedienung ist zuvorkommend, die Dame am Grill erfahren und geduldig. Und die Preise sind – gemessen an der Engadiner Höhenlage – vernünftig.

Hotel Restaurant Veltliner Keller, Via dal Bagn 11, St. Moritz. Tel. 081 833 40 09



Auto

Faszination Südkorea

Wie das Land, so die Autos: der Kia XCeed steht stellvertretend dafür.

Von David Schnapp

Tatsächlich war ich noch nie in Südkorea, bin aber aufgrund eingehender Ferndiagnosen überzeugt, dass dies ein hochinteressantes, faszinierendes Land ist. Immerhin hat sich der ostasiatische Staat in relativ kurzer Zeit von einem landwirtschaftlich geprägten Entwicklungsgebiet zu einem hochtechnisierten Industriestandort entwickelt. Nach dem Koreakrieg (1950–1953) hatte das Land ein tieferes Bruttozialprodukt als die meisten afrikanischen Staaten südlich der Sahara. Auch kulinarisch gilt Südkorea unter westlichen «Foodies» mittlerweile als lohnenswertes Ziel, und der unbedingte politische Wille zum globalen Aufstieg erfasste selbst die Populärkultur: mit südkoreanischen TV-Serien, die etwa in manchen Teilen Südamerikas Kultstatus genießen, oder mit sogenanntem K-Pop, der im Falle des Musikers Psy gar Weltruhm erlangte.

Auch im Automobilbau sind Marken wie Hyundai und Kia, die etwa beim Wasserstoffantrieb führend sind, eine ernstzunehmende Macht. Der Technologie geben viele Experten

mehr Zukunftschancen als dem heute vielbejubelten Elektroantrieb. Kia ist heute eine der interessantesten asiatischen Automarken aus europäischer Sicht, weil der Hersteller nicht einfach Fahrzeuge made in South Korea exportiert, sondern zum Beispiel in Frankfurt ein Designzentrum unterhält. Und der ehemalige BMW-Designer Karim Habib wurde kürzlich als neuer Leiter des Kia-Designzentrums in Korea installiert.

«Eh, sexy lady»

Ein Fahrzeug wie der neue Crossover mit dem etwas sperrigen Namen XCeed sieht in diesem Zusammenhang angenehm harmonisch aus, auch wenn Details wie die weit nach hinten gezogenen Frontscheinwerfer in Form eines Zweizacks ziemlich eigenwillig wirken. Mit den eleganten Linien eines kompakten viertürigen Coupés, kombiniert mit den Vorteilen der Robustheit eines SUV wie erhöhter Bodfreiheit, trifft der ästhetische Kia den Massengeschmack so präzise wie der Rapper Psy mit

der einzigen in westlichen Ohren verständlichen Zeile aus seinem Hit «Gangnam Style»: «Eh, sexy lady».

Bei meinem Testwagen in optimistischem Sonnengelb sind aber auch die technischen Eckdaten überzeugend: Das stärkste Aggregat ist ein Turbo-Benziner mit 204 PS und wird über ein 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe mit der Frontachse verbunden. Dazu kommt eine lange Reihe von Komfort-, Entertainment- und Assistenzsystemen, die in dieser Fahrzeugklasse nicht selbstverständlich sind: Sie reichen von einer kamerabasierten Verkehrszeichenerkennung bis zu Apple Carplay und Android Auto zur Integration des Smartphones in die Fahrzeugumgebung. Die Technik ist dabei eingebettet in ein ebenso funktionales wie ästhetisches Cockpit.

Fazit: Gut gestaltet und auf hohem technischem Niveau gefertigt; ein Auto zu einem konkurrenzfähigen Preis sowie mit konkurrenzlosen sieben Jahren Garantie ausgestattet – den XCeed kann man durchaus als Symbol für die Innovationskraft und den Aufstiegswillen Südkoreas sehen.

Kia XCeed 1.6 T-GDi Style

Motor: 4-Zylinder-Turbobenziner;
Leistung: 204 PS/150 kW; Hubraum: 1591 ccm;
max. Drehmoment: 265 Nm (bei 1500–4500 U/min);
Verbrauch: 6,5 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h):
7,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 220 km/h;
Preis: Fr. 39.950.–



Tamaras Welt

Macht im Internet

Die klassischen Medien müssen sich heute das Informationsmonopol mit Influencern teilen. Das ist nicht in ihrem Sinne – und es macht sie nervös. Von Tamara Wernli

Wenn ich junge Leute frage, wo sie sich über das Weltgeschehen informieren, kommt oft die Antwort: Podcasts, Youtube, Reddit, nebst Gratisportalen wie *20 Minuten* online. Die neuen Medien werden aber auch bei älteren Menschen immer beliebter, das geht seit ein paar Jahren so. Die Mainstream-Medien haben das Informationsmonopol verloren. Und das ist gar nicht mal so schlecht.

Dass diese Machtverschiebung auf den Redaktionen Nervosität auslöst, auch Frust, ist nachvollziehbar. Wenn Youtuber ein oft grösseres Publikum erreichen als die meisten Journalisten grosser Medienunternehmen zusammen, bedeutet dies nicht nur kommerzielle Konkurrenz, sondern untergräbt auch ihre Rolle als Meinungsmacher – etwas, das einem Journalisten-Ego nicht unbedingt zuträglich ist. Lustig finde ich, wie sich Autoren in ihren Artikeln (über Social Media) stets um klare Abgrenzung zu den Social Media und Influencern bemühen, sich als die besseren Storyteller und Rechercheure rühmen. Auf der einen Seite haben wir also die «professionellen» Redaktionen, auf der anderen die Influencer, die einfach ihre Meinung in die Welt hinausposaunen. Deren Einfluss auf die Meinungsbildung werde unterschätzt, warnen deshalb Journalisten.

Jüngst las ich in der NZZ, dass die Rolle von Influencern «verharmlost» werde und sie als «wesentliche Akteure des Mediensystems wahrgenommen werden» sollten. Anlass des Artikels war das Tiktok-Video von Laura Sophie, der achtzehnjährigen Deutschen mit Millionen-Followerschaft, das für Aufregung sorgte: «Iran verfügt über extrem viele Atombomben und gefährliche Waffen. Wenn da eine hochgeht, sind wir alle futsch», erklärte sie unter anderem. Mehr als zwei Millionen

Menschen haben das Video gesehen, in dem die Schülerin die Angst vor einem dritten Weltkrieg befeuerte. Als Reaktion gab's viel Spott, aber auch Aufklärung durch andere User. Sie nahm das Video offline, entschuldigte sich. Sie habe eingesehen, dass ihre Aussagen nicht ganz stimmten.

Auch das Video «Die Zerstörung der CDU» (16 Millionen Aufrufe) des Youtuber Rezo schreckte vergangenes Jahr ein paar Gemüter auf – im Wesentlichen Politiker und Journalisten. Das CDU-Bashing stiess die Debatte an, wie man gegen Influencer vorgehen sollte. Denn: Auch Rezos Video ist teilweise polemisch, er übersimplifiziert komplexe Themenbereiche. Des Videos hatten sich bei der FAZ gleich vier gestandene Journalisten angenommen, es einem Faktencheck unterzogen. Ihr Fazit: Einige Dinge stelle er richtigerweise fest, bei anderen lasse er relevante Fakten aus oder präsentiere sogar falsche Sachlagen. Heute hat Rezo eine eigene Kolumne in der *Zeit*.

Influencer sind Teil des Mediensystems – und werden als solche längst wahrgenommen. Im Gegensatz zu Journalisten haben sie sich ihr Publikum aber selbst erarbeitet und nicht von einem Medienunternehmen geerbt. Natürlich haben sie eine gewisse Verantwortung; reichweitenstarke Kanäle können einseitige oder auch irreführende Behauptungen verbreiten und damit innert Kürze viele Menschen beeinflussen. Das ist grundsätzlich ein bisschen die Schattenseite des Internets.

Aber, *surprise!* Auch bei den klassischen Medien kommt mangelnde Qualität vor, zum Beispiel wenn Journalisten sich gegenseitig abschreiben und Falschinformationen übernehmen, wie neulich bei Dieter Nuhr. Oder wenn sogar in News-Artikeln die Haltung des

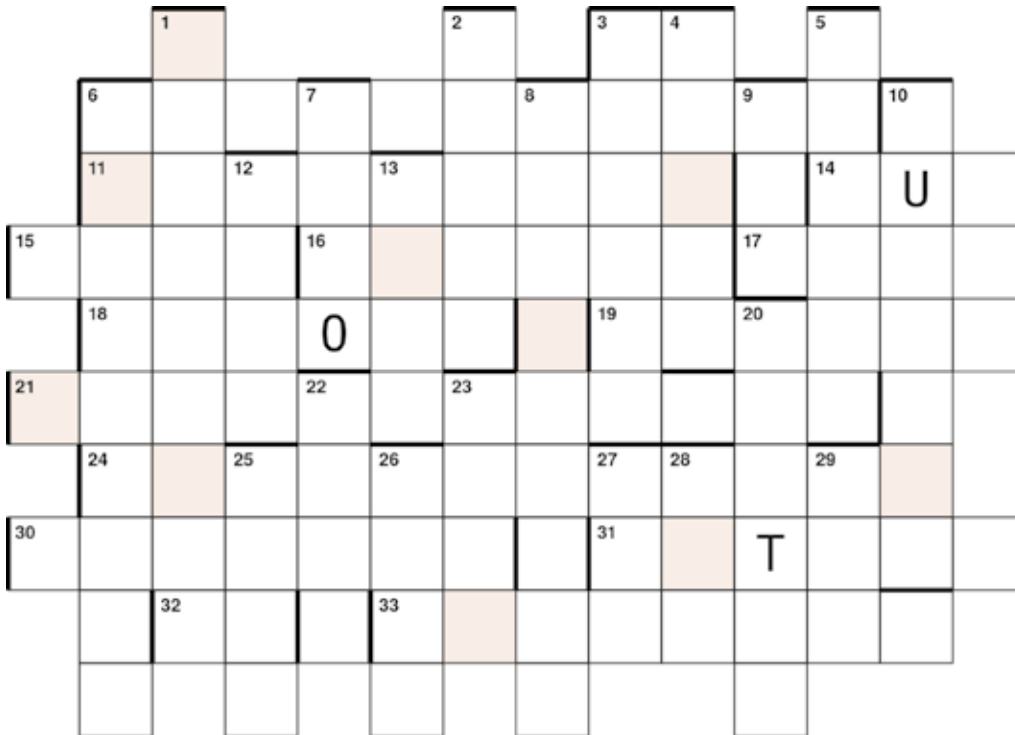
Autors durchdringt und damit ein bestimmtes Framing erzeugt werden soll oder einseitig berichtet wird. Wenn Studien zitiert werden, bei denen aufgrund der politischen Ausrichtung ihres Auftraggebers schon von vornherein klar ist, welche These damit untermauert werden soll. Statistiken können unterschiedlich ausgelegt werden, auch «professionelle» Redaktionen interpretieren dann eben von ihrem ideologischen Standpunkt aus. Und es muss mir ja niemand erzählen, dass jeder einzelne Kommentar eines prominenten Autors auf Fakten gecheckt wird – man verlässt sich auf seine Recherche und Redlichkeit. Und auch wenn Medien wie der *Spiegel* über ein Sicherheitssystem verfügen, kann es – wie im Fall Relotius – versagen.

Zwischen Journalisten und Influencern gibt es noch den Unterschied, dass Erstere ihre objektive Berichterstattung stets betonen (und sich gewiss auch darum bemühen), während Letztere ihre Beiträge gar nicht erst als neutrales, journalistisches Machwerk deklarieren. Sie verbergen ihre Subjektivität nicht, man weiss, was man bekommt. So gesehen, ist es viel ehrlicher.

Alternative Angebote tragen zur Medien- und Meinungsvielfalt bei. Man ist zwecks Informationsbeschaffung nicht mehr auf Mainstream-Medien angewiesen. Dass gerade junge Menschen von Influencern beeinflusst werden können, bestreite ich nicht. Ich erachte es als zentral – und betone es in meinen Youtube-Videos immer wieder –, dass man sich nicht auf eine einzige Quelle verlässt – für die meisten eine Selbstverständlichkeit; diese Verantwortung darf man ihnen zutrauen. Entsprechend wichtig ist, dass man Kindern an Schulen frühzeitig Medienkompetenz, Recherche und Datenanalyse lehrt.

Sind Influencer mit einseitigen Beiträgen eine Bedrohung? Ich glaube nicht. Einseitige Argumentation wird es immer geben, falsche Informationen auch. Aber dann gibt es auch immer Leute, die richtigstellen und aufklären.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Kleinwüchsiger Chauffeur

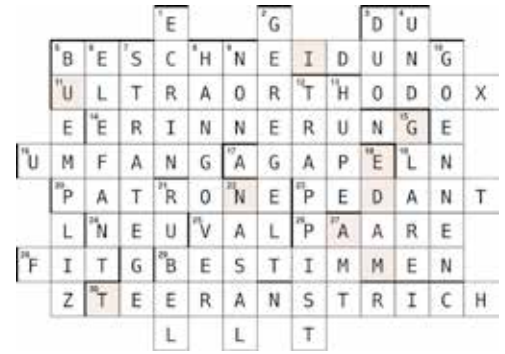
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **3** Das Bebbibiet, macht den Nadelbaum zum Wohnraum. **6** Eine Frage der Betonung: Aufsichtsstation oder schlaflose Vision. **11** Beim herrlichen Allesamt werden Damen nur implizit genannt. **14** Fezig, faxiger Ulk. **15** Die zweite Frau Flanders, geborene Holzapfelallusion. **16** Kennzeichnet Gulliver für die Liliputaner sowie die Brobdingnager für Gulliver. **17** Was was für das, ist das für der. **18** Wenn die Musi in Swansea spielt und zudem gut ankommt, gibt's ein solches Lied zum Abschied. **19** Der Klassiker unter den Lageristen- oder Hochstaplersimulatoren. **21** Sie lochen beflissen für neues Wissen nach alten Knochen. **24** Der whixt nach ein paar Runden schon mal Miskey. **30** Wat jitt dat, wenn et fädich es? Einen obergärigen Hopfentropfen. **31** Eine Wort-Inspektion dieser Profession zeigt Vieh-Possession. **32** Zwergenhaft präfigierte Basiszeiteinheit. **33** Sein Instrument pfeift in perfektem Zustand aus allen Löchern.

Senkrecht — **1** Während der Brunft verlässt sie jegliche Vernunft. **2** Die Wehr gibt etwas mehr als bloss Habenichtse her. **3** Der Gesegnete, machte als Duce del Fascismo seinem Namen keine Ehre. **4** Sie arbeitet während Verschnaufpausen auf Hochtouren. **5** Monoton referieren und dazu Drehorgel spielen. **6** Eines wie nein, doch oder aber, ist unerträglich für Rechthaber. **7** Dabei denkt man an einen furchtlosen Ritter, famosen Retter oder vielleicht an Dosenfutter. **8** Der Geier der Zweiflügler deponiert die Eier seiner Nachzügler auf Kadavern. **9** Cat-chat. **10** Heilgebot oder Eilboten. **12** Darauf klettern Wagemutige zumindest sprichwörtlich zur Taubenjagd. **13** Folgt (hoffentlich) «Que lissent les kangourous? Des livres de poche!». **20** Der Stoff, aus dem Schneiders Säume und Fashionistas Träume sind. **22** Handlicher Handlanger oder professioneller Prolet. **23** Sobald Schweine fliegen, geht das Kamel dadurch. **25** Keiner willse, kam der Koch und nahmse doch. **26** Hatte selbst nach Betteleien keinen, sich richtig herum einzureihen. **27** Dabei veranstalten zwei eine stilistisch abwechslungsreiche Keilerei. **28** Der mit dem ¥, aber nicht der Renminbi. **29** Darauf kann nicht nur Jesus Christus, sondern auch Otto Normalbürger gehen.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 651



Waagrecht — **3** Ich und DU, Müllers Kuh... (Abzählreim) **5** BESCHNEIDUNG **11** ULTRAORTHODOX **14** ERINNERUNG **16** UMFANG **17** AGAPE: Mahl nach einem Gottesdienst und Nächstenliebe **19** LN: natürlicher Logarithmus **20** [PATRON]E **23** PEDANT **24** (Nigel-/funkelnagel)NEU **25** (Che)VAL: franz. Tal (oder Pferd) **26** PAARE **28** FIT **29** BESTIMMEN **30** TEERANSTRICH: Anagramm von «Tranchiertes»

Senkrecht — **1** ECRIN: franz. Schmuckkästchen **2** Nichts GEREGELT kriegen **3** DUO **4** Fünfer UND Weggli **5** «W. Nuss (Venus) vo BUEMPLIZ» von Patent Ochsner **6** ELEFANT: beinahe elegant **7** STRATEGIE **8** HANGOVER-Trilogie: US-amerik. Filmkomödien, engl. Kater **9** NON(stop): rätomanisch Grossvater **10** GOENNEN **12** TRAPPIST **13** HUPE **15** GLARE: engl. grelles Licht oder stechender Blick **18** EDAM(er Käse): rückwärts Made **21** Der RUBEL (russ. Währung) rollt = die Geschäfte laufen **22** NASAL: Laut wie m, n, ng **27** AMT: Ämtli

Lösungswort — **JUGENDAMT**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



DS AUTOMOBILES
Spirit of Avant-Garde

DS 7 CROSSBACK E-TENSE 4X4

Hybrid. 300 PS.



LEASING AB CHF 449.-

[DSautomobiles.ch](https://www.dsautomobiles.ch)

ANGEBOT GÜLTIG FÜR DEN KAUF ZW. DEM 11.-29.2.2020. ANGEBOTE GÜLTIG FÜR PRIVATKUNDEN, NUR BEI DEN AN DER AKTION BETEILIGTEN HANDLERN. EMPF. VP INKL. MWST. DS 7 CROSSBACK E-TENSE 4X4 BE CHIC, KATALOGPREIS CHF 68'850.-, CASH-PRÄMIE CHF 2'000.-, CHF 56'850.-, VERBRAUCH GESAMT 17L/100 KM, CO₂-EMISSION 39 G/KM, TREIBSTOFFVERBRAUHSKATEGORIE A. LEASINGBEISPIEL: EMPFOHLENER VERKAUFSPREIS NACH RABATT CHF 56'550.-, CHF 11'909.- SONDERZAHLUNG. LEASINGRATE CHF 449.- PRO MONAT INKL. MWST., RÜCKNAHMEWERT CHF 27'226.-, EFFEKTIVER JAHRESZINS 1,96%, LEASINGDAUER 49 MONATE, KILOMETERLEISTUNG 10'000 KM/JAHR. ANGEBOT NUR IN VERBINDUNG MIT DEM ABSCHLUSS EINER GAP-VERSICHERUNG. OBLIGATORISCHE VOLLKASKOVERSICHERUNG NICHT INBEGRIFFEN. LEASINGKONDITIONEN UNTER VORBEHALT DER AKZEPTANZ DURCH PSA FINANCE SUISSE SA. SCHLIESSEN. DER ABSCHLUSS EINES LEASINGVERTRAGS IST UNZULÄSSIG, SOFERN ER ZUR ÜBERSCHULDUNG DES LEASINGNEHMERS FÜHRT. ABGEBILDETES MODELL MIT OPTIONEN: DS 7 CROSSBACK E-TENSE 4X4 BE CHIC, KATALOGPREIS CHF 61'050.-, VERBRAUCH GESAMT 17L/100 KM, CO₂ 39 G/KM, KATEGORIE A. SYMBOLFOTO. DS AUTOMOBILES BEHÄLT SICH DAS RECHT VOR, DIE TECHNISCHEN DATEN, DIE AUSSTATTUNGEN UND DIE PREISE OHNE VORANKÜNDIGUNG ZU ÄNDERN.

